This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

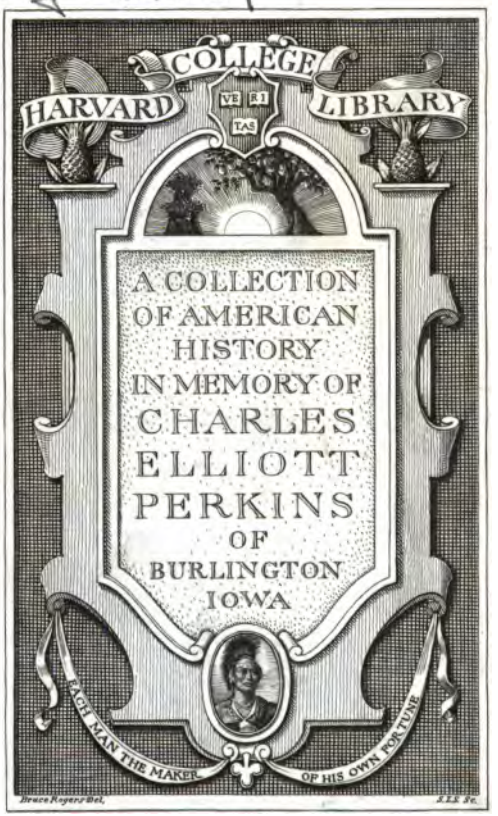
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER
HN UPHF +

Geog 4228.57


HARVARD COLLEGE LIBRARY
VE RI TAS
A COLLECTION OF AMERICAN HISTORY IN MEMORY OF CHARLES ELLIOTT PERKINS OF BURLINGTON IOWA
EACH MAN THE MAKER OF HIS OWN FORTUNE

Eine

# Reise vom Mittelrhein

(MAINZ)

über

## Cöln, Paris und Havre

nach den

# nordamerikanischen Freistaaten,

beziehungsweise nach

## New-Orleans;

Erinnerungen und Belehrungen über die politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnisse in den nordamerikanischen Freistaaten überhaupt, in **New-Orleans** insbesondere und Rückreise über **Bremen**,

gemacht und beschrieben von

Dr. Franz Joseph Tannemoser.

---

**Neunte, durchgesehene und mit einem Anhange vermehrte Auflage.**

---

**Kaiserslautern,**

Verlag von J. J. Tascher.

**1864.**

Geog 4228.57

HARVARD COLLEGE
JUL 29 1913
LIBRARY.

G. E. Perkins memorial

Mainz.
Buchdruckerei von J. Gottsleben.

## Vorrede zur ersten Auflage.

Ich schicke die vorliegende Schrift in der Absicht in die Welt, jenen, welche sich Kenntniß in Betreff des Wohles und Wehes der Auswandernden wie amerikanischer Verhältnisse verschaffen wollen, ein anschauliches Bild der Leiden und Freuden einer solchen Reise ꝛc. vor die Augen zu führen. Ich huldige nicht der Ansicht, als hätten das nicht auch schon Andere vor mir gethan, oder als glaubte ich, vielleicht ganz Neues mitgetheilt zu haben; das nicht; aber dennoch wird einem aufmerksam Reisenden nur zu klar, mit welch' verkehrten, oft selbst überspannten Ansichten fast die Meisten eine solche Reise antreten und wie sehr es an durchgreifender Kenntniß auf diesem Felde noch Noth thut. Auch die Maßnahmen der einzelnen Regierungen zeigen sich in gar zu vieler Hinsicht als unzureichende, so gut sie auch gemeint sein mögen. Da aber die Auswanderung einmal besteht, so bleibt nichts Anderes übrig, als aufzuklären und zu belehren, und das ist es, was ich als Verfasser beabsichtige. Sollte ich nichts weiter erreichen, als den Einen oder Andern, der auswandern will, zum Nachdenken anzuregen, ihn gar von diesem Entschlusse abzubringen, und zu erneuter Thätigkeit in der deutschen Heimath zu bewegen, statt fern von derselben vielleicht bald in Kummer und Elend zu vergehen, so würde ich nicht umsonst geschrieben haben.

## Vorrede zur zweiten Auflage.

Das vorliegende Schriftchen hat sich bis jetzt eines Beifalls zu erfreuen gehabt, den es kaum erwarten durfte. Möchte, was ich so sehr wünsche, so mancher thätige Kopf, so manche rüstige Hand, so manches klingende Kapital dem heimischen Vaterlande erhalten bleiben, statt daß es, wie bisher leider gar zu oft, schon nach wenigen Monaten, wohl für Deutschland auf immer, verloren ist. Möchten die verehrten Leser mit dahin wirken, daß den häufig nur zu sehr übertriebenen und lügenhaften Berichten bereits voran Gegangener nicht so unbedingt Glauben beigemessen würde. Zu spät gehen Vielen die Augen auf. —

## Vorrede zur dritten und vierten Auflage.

Der Erfolg meines schwachen Bemühens war bis jetzt anscheinend ein segensvoller. Die amerikanischen Verhältnisse der Neuzeit bestätigen das, was ich ohne Uebertreibung den Lesern vorgeführt habe. — Käme es darauf an, zu rühmen, so ließe sich gar Manches sagen; doch in ruhiger Bescheidenheit mag diese Schrift das Ihrige zur Belehrung der Menschen auf diesem Gebiete beitragen.

## Vorrede zur fünften, sechsten und siebenten Auflage.

Dem Verfasser der vorliegenden Schrift gereicht es zur besondern Freude, daß dieselbe seit der wenigen Jahre ihres Erscheinens einen so bedeutend großen Leserkreis gewonnen hat. Jedenfalls muß er des Guten und Lehrreichen gar Manches vorgebracht haben. Sein Bemühen ist ein schwieriges und großes; den größten Lohn findet er indeß darin, ein Scherflein zum Wohle seiner Mitmenschen beitragen zu können.

Noch ausdrücklich sieht er sich zu der Bemerkung veranlaßt, daß das Buch sowohl für solche berechnet ist, die etwa eine Reise nach Amerika machen wollen, wie auch für jene, denen daran gelegen ist, sich eine wahrheitsgetreue Belehrung über eine Reise dahin und über amerikanische Verhältnisse zu verschaffen. —

---

## Vorrede zur achten und neunten Auflage.

Sowohl in den Staaten von Süd- als Norddeutschland fand die vorliegende Schrift zahlreiche Verbreitung. Kenner der Verhältnisse und Freunde belehrender Volksschriften, hohe wie niedere, munterten den Verfasser auf, in seinem Streben nicht zu ermüden. Und so tritt er denn getrosten Muthes mit dieser neuen Auflage vor die Leser, um auf diesem Gebiete so segenbringend zu wirken, als es ihm Zeit und Kräfte gestatten.

Alzey in Rheinhessen, im Jahre 1864.

Dr. Ennemoser.

# Einleitung.

Die Auswanderung aus Europa, vorzugsweise aus Deutschland, ist eine Thatsache, und scheint dieselbe zu Zeiten in Abnahme begriffen, so tritt sie in andern wieder um so massenhafter zum Vorschein, je nachdem die Nachrichten Anderer lauten. Ob die unerquicklichen Geldverhältnisse und die mit denselben in Verbindung stehende Unsicherheit, Arbeitslosigkeit ꝛc. der jüngsten Zeit die Leute mehr zum Ueberlegen bringen werden, muß die Folge lehren, obgleich viele trotz allen Abrathens sich nicht hindern lassen werden, rasch zu ihrem Verderben den Versuch zu wagen, wie eben die Auswanderungen nach Brasilien ꝛc. beweisen. Selbst jetzt, wo ein unseliger Bruderkrieg, dessen Ende leider noch nicht abzusehen, den amerikanischen Boden mit Blut tränkt, selbst jetzt ruht die Auswanderungslust nicht, sobald nur von drüben aus einer Gegend, in der der Krieg eben gerade nicht tobt, irgend erquicklich scheinende Nachrichten herüberkommen. So leicht ist der Sinn unerfahrener Leute zu lenken! — Auch mich trieben der Gründe gar viele an, einmal eine Reise in die neue Welt zu wagen, und die Verhältnisse jenseits des Oceans mit eigenen Augen anzusehen. Die Großh. Hess. Regierung bewilligte mir zu meiner Freude einen längeren Urlaub. Ich trat die Reise an, erreichte glücklich Amerika, lebte dort längere Zeit und kehrte dann an die Ufer des Vaters Rhein wieder zurück. Ich will nun das Ergebniß meiner Erfahrungen zur Belehrung Anderer in den folgenden Blättern kurz niederlegen. — Was aber kann mich veranlassen, die Feder zu ergreifen? — Die Liebe zur Menschheit, die mich bisher trotz aller Stürme*) meines vielbewegten Lebens leitete, und, so Gott will, bis zu meinem Lebensabende leiten wird, sie ist die vorzüglichste

*) Gar vielen Freunden sind sie theilweise bekannt, das größere Publikum erfährt sie vielleicht später, gibt Gott Kraft und Muße, in einer besondern Schrift.

Veranlassung. Ich möchte Allen, denen daran liegt, ein möglichst treues Bild der Leiden und Freuden einer Reise nach Amerika und amerikanischer Verhältnisse vorführen; ich möchte dem Leser zeigen, was in jenem Lande des Auswanderers harret; ich möchte ihn überhaupt dahin führen, sich selbst eine solche Belehrung zu verschaffen, als hätte er die Reise persönlich ausgeführt und in Amerika gelebt: ich möchte aufklären, belehren und — warnen.

Du, holde Wahrheit, der ich in meinem bisherigen Leben trotz Trübsal und Leiden aus vollster Ueberzeugung zu huldigen gesucht habe, sei Du auch jetzt mein leitender Stern; stehe mir schützend zur Seite, damit jede Unwahrheit, jede Uebertreibung, in gutem wie in bösem Sinne, fern von mir bleibe!

Und Du, geneigter Leser lies mit Aufmerksamkeit, was ich Dir ohne Schminke nach meinem Tagebuche vorführe, damit auch Du Dich belehren und Andern, welche des Raths bedürfen, als schützender Engel zur Seite zu stehen fähig bist. — Kurz ist das Leben und nur der hat ein würdiges Leben gelebt, der seine Kräfte im edelsten Sinne zu seinem und seiner Nebenmenschen Besten benutzt hat. — Daß mir dieses auch gelingen möchte! —

Um das Bild recht anschaulich zu machen, um in einem möglichst kleinen Rahmen dennoch ein möglichst vollständiges Etwas zu liefern, will ich den Inhalt folgender Ueberschriften auseinanderzusetzen mich bemühen:

## Erster Theil.

§. 1) Ueber die Veranlassung der Auswanderung aus Deutschland;

§. 2) über die Vorbereitungen zu derselben;

§. 3) über die Reise aus Deutschland (vom Mittelrhein) bis nach Havre;

§. 4) über den Aufenthalt in Havre;

§. 5) über die Einrichtung unsers Paketboots John C. Calhoun (spr. Cälluhn);

§. 6) über die am Bord sich befindende und nach Amerika reisende Menschenmenge;

§. 7) über die Mannschaft, welche zu unserem Schiffe gehörte;

§. 8) über die Reise von Havre nach New-Orleans;

§. 9) eine Hochzeit auf dem John C. Calhoun;

§. 10) Fortsetzung der Reise von Havre nach New-Orleans;

§. 11) über die Ankunft in New-Orleans und das, was diese Stadt und das Treiben in derselben angeht.

Zweiter Theil.

§. 1) Erinnerungen und Belehrungen über die politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnisse in den nordamerikanischen Freistaaten überhaupt und über die zu New-Orleans insbesondere;

§. 2) Rückreise über Bremen;

§. 3) Schlußbemerkung.

Hieran schließt sich ein Anhang, welcher mehrere Erzählungen aus dem amerikanischen Leben für das deutsche Leben enthält; wenn man will, sogenannte Bilder aus dem Leben für das Leben.

# Erster Theil.

## §. 1.

### Ueber die Veranlassung der Auswanderung aus Deutschland.

Soll dem Leser Manches in den folgenden Blättern klar werden, so ist nothwendig, mit ihm einen Blick auf die veranlassenden Ursachen zur Auswanderung zu werfen, zumal dieselben nicht überall, zu allen Zeiten und bei jedem Einzelnen dieselben sind. Folgende dürften in Kürze die hervorragendsten und gewöhnlichsten sein.

Es gibt Leute, welche, trotzdem sie Gelegenheit zu einer guten Erziehung und einer zweckmäßigen Ausbildung haben oder doch haben könnten, diese in ihre Jugend vernachlässigten, wegen Geiz ihrer Eltern vielleicht vernachlässigen mußten,

so heranwachsen, und nun, reifer an Jahren geworden, nicht im Stande sind, ihren Unterhalt zu erwerben, darum mit Gott und der Welt schmollen, mit allen Verhältnissen unzufrieden sind, überall tadeln, weil, nach ihrer eingebildeten Weisheit, alles anders, alles besser sein könnte. In dem gelobten Lande jenseits des Oceans hoffen sie ohne große Anstrengung eine erwünschte Rolle spielen und auf eine leichte Weise reiche Leute werden zu können. — Das Vaterland verliert an ihnen nichts und sollte wünschen, alle, welche zu diesen gehören, so rasch wie möglich los zu werden. Jenseits der Meere, wenn nicht schon früher, werden ihre golden geträumten Berge sicher in Nebel aufgehen. Ob mit Unrecht?!

Andere haben etwas gelernt, wollen auch wohl arbeiten, aber ihre Verdienste reichen mit ihren Anforderungen an Aufwand, an Genüsse des Lebens ꝛc. nicht aus. Weil sie geschickt zu sein wähnen, so bilden sie sich ein, es müsse sich ihnen, ganz nach ihrem Wunsche, auch die Gelegenheit zu recht großem Verdienste von selbst darbieten; sie hätten nicht nöthig, sich viel nach demselben umzusehen; kurz, die gebratenen Tauben müßten ihnen in den Mund fliegen. Sie kommen in Deutschland nicht voran, gehen aus ganz natürlichen Gründen zurück und als erfolgreichstes Heilmittel sehen sie eine Auswanderung nach Amerika an, wo man, nach ihrer Meinung, nur auf sie wartet. — Ihnen Glück auf den Weg!

Wieder andere werden nur durch zu häufig *unwahre Berichte* von früheren *sogenannten* Freunden oder Verwandten angeeifert, Haus und Hof zu verlassen, um, nach wenigen Jahren schon, als reiche Leute zurückzukehren. — Ach, die *Betrogenen!* — Noch andere sind sich der Gründe gar nicht bewußt; sie gehen, weil andere auch gehen. Sie haben einmal das Amerika-Fieber. — *Die Unüberlegenden!*

Die geringste Zahl begibt sich aus höheren Beweggründen, aus reiner Absicht, nach reiflicher Ueberlegung auf den Weg. Diese hatten schon hier bei Fleiß und Redlichkeit, freilich unter vielen Kämpfen wegen der fort und fort an-

haltenden Theuerung, ihr Auskommen, was sie auch dort, bleiben sie anders gesund, bald finden werden, indeß die meisten der übrigen entweder zu Grunde gehen oder auch dort selten auf einen grünen Zweig kommen. — Zu bedauern bleibt, daß fast alle mit den Sprachen und Sitten in Amerika wenig oder gar nicht vertraut sind. — Daß es für das Vaterland besser wäre, wenn gar viele von diesen Leuten hier blieben und durch ihre Thätigkeit und Umsicht zu nützen sich bemühten, ist der Wunsch der Regierungen und aller derer, die es mit dem Vaterlande wohl meinen. Ob Belehrung hier wirken wird? — Es gelte der Versuch!

## §. 2.

### Ueber die Vorbereitungen zur Auswanderung.

Ein denkender und für das Wohl seiner Familie bedachter Vorsteher eines häuslichen Heerdes (nur einen solchen habe ich hier im Auge) faßt also nach reiflicher Ueberlegung den bedeutungsvollen Entschluß: Ich will mit den Meinen die Heimath, welche ich so lieb gewonnen hatte, verlassen; ich will fortziehen von Freund und Feind; nicht mehr hören die Töne der heimischen Sprache im Vaterlande; nicht mehr mich freuen über die mich umgebende Flur und Trift; nicht mehr lauschen dem wirren Getriebe von Jung und Alt; nicht mehr Geist und Herz erheben zu Gott in Gemeinschaft meiner Brüder der Heimath; nicht mehr erbaut werden im großen Dome der Natur durch die befiederten Sänger und die unbefiederten Läufer und Springer. Einem andern Rufe will ich folgen, dahin, wo ich, da ich denn doch einmal von Natur aus dazu verurtheilt bin, im Schweiße meines Angesichts mein Brod zu verdienen, dieses auch für die Meinen und mich in reichem Maße zu erwerben hoffe; ich will mit Gott fort — nach dem fernen Amerika.

Unter solchen Gedanken wird nun ernstlich Umschau gehalten, wie man am bequemsten und wohlfeilsten die große, beschwerliche Reise werde machen können. Geld ist ein erstes,

ein zweites und ein drittes Erforderniß, soll der Wurf gelingen, gerade wie ein Feldherr zur Führung eines gerechten Krieges nur jener drei Dinge, nämlich des Geldes, bedarf. Hierbei ist dringend zu rathen, wenn es die Verhältnisse irgend gestatten, das Eigenthum, welches man verwerthen will, theils, weil man es nicht mitnehmen kann, theils, weil man Reisegeld haben muß, nicht zu verschleudern, d. h. es nicht um jeden Preis herzugeben. Man verwerthe lieber nur so viel, als nöthig ist, um gut an das erwünschte Ziel zu gelangen. Was man übrig hat und eben nicht zum Werthe anzubringen vermag, übergebe man einem gerichtlich bevollmächtigten Freunde zum spätern Nachsenden.

Während solcher Vorbereitungen wird sich nun auch nach einem Agenten umgesehen, um mit diesem einen Vertrag in Betreff der Ueberfahrt abzuschließen. Es gibt deren für Rhederhäuser oder Schiffsbefrachter in Hamburg, Bremen, Havre, London, Liverpool, Antwerpen ꝛc. die Menge. Die Bewohner des südlichen Deutschlands wenden sich in sehr vielen Fällen an solche der Havrer Rhederhäuser und vielleicht aus dem Grunde, weil sie, sind sie einmal in Havre, dann die beschwerliche Reise durch den Kanal nicht mehr zu machen haben, da von hier bis ins Meer nur eine Strecke ist, welche bei günstigem Winde in einem bis zwei Tagen zurückgelegt werden kann. Hamburg und Bremen werden wohl schon aus diesem Grunde nie die einzigen Häfen für die nach Amerika reisenden Deutschen werden *). Die Reise über England vermittelst Segelboote hat des Unangenehmen so viel und ist darüber schon so Manches gesagt worden, daß ich es unterlasse, Etwas darüber anzuführen, zumal ich es nicht aus eigener Erfahrung kann. Im Fol-

*) Ich möchte dennoch aus vielen Gründen besonders die, welche weder der englischen noch der französischen Sprache mächtig sind, lieber über Bremen oder Hamburg die Reise machen sehen. Ist auch dieselbe vielleicht etwas länger, so sind doch auch die Unannehmlichkeiten um so viel geringer; der Prellereien und sonstigen vielfachen Plackereien, des geringen Schutzes ꝛc. nicht zu gedenken. Die deutschen Regierungen begünstigen daher mit vollem Rechte die Reise über Bremen.

gegenden ist also nur von der Reise über Havre die Rede; zurück fuhr ich über Bremen.

In Havre bestehen, so viel ich in Erfahrung bringen konnte, fünf Rhedercompagnien, das heißt, fünf Gesellschaften, welche Schiffe mit Reisenden und Gütern in die verschiedenen Häfen Amerika's ꝛc. befördern. Einzelne Schiffe sind Eigenthum dieser Herren, indeß die meisten von ihnen für eine bestimmte Zeit, zu einer Hin- und Rückfahrt, gemiethet werden. Die erwähnten Compagnieen sind, 1) von Schlößmann und Compagnie, 2) Wood, Courteville, Paillette und Bielefeld, 3) Barbe und Morisse, 4) Lemaitre und Washington-Finlay und 5) Marciou und Compagnie. Alle fünf haben General- oder Hauptagenten in den süddeutschen Staaten, in der Schweiz, Frankreich ꝛc. und Unteragenten die Menge. Jeder dieser Herren empfiehlt seine Gesellschaft, jeder sein Rhederhaus, da jeder geschwind verdienen möchte. Jeder weiß seine Vortheile, oftmals die übertriebendsten, geltend zu machen und Versprechen*) die Menge hinzuzufügen, von denen häufig die wenigsten erfüllt werden können.

Der Vertrag wird also, je billiger, desto besser, abgeschlossen, der Paß ist bestellt. Es werden Anschaffungen für die Bedürfnisse der Ueberfahrt gemacht, da ich voraussetze, daß der Reisende sich seine Lebensbedürfnisse für die Fahrt über See selbst stellt, wie es bei den Reisen im Zwischendecke von Havre aus leider der Fall ist. Ich beginne mit dem Bette. Ein Strohsack, den man von Haus mitnimmt, aber in Havre füllt, ein ordentliches Kopfkissen, einige Betttücher und eine Zudecke, am Besten eine tüchtige

*) Es sei hier bemerkt, daß es fast ganz gleich ist, mit welchem Agenten oder Rhederhause man Vertrag abschließt, da die vier erstgenannten Häuser unter sich einig sind und sich gegenseitig Plätze für Reisende abtreten, so viele sie deren bedürfen oder übrig haben (man läßt Niemanden zurück). Uebrigens ist es Vertrauenssache und lasse man sich durch keinen Agenten, der diese oder jene besonderen Vortheile anpreist, irre leiten oder der sein Rhederhaus als das beste und prompteste empfiehlt. Es ist das alles eitel Wind. — Ich persönlich bin in der angenehmen Lage, das Haus Wood, Courteville, Paillette und Bielefeld besonders empfehlen zu können.

wollene, reichen völlig hin*). Als Kleider zur Ueberfahrt nehme man alte, doch starke Kleider, welche warm halten und einen Puff vertragen können: doch versehe man sich auch noch mit einigen leichten Stücken, da die Hitze während der Ueberfahrt oftmals sehr bedeutend wird, selbst im November und Dezember. Als Kopfbedeckung bleibt während derselben eine Kappe vorzuziehen. Hemde nehme man so viele mit, daß man wenigstens jede Woche wechseln kann. Frauenzimmer thun gut, sich für wollene Hosen zu sorgen. — Wer Kinder, namentlich kleine Kinder, mitnimmt, was aber, beiläufig gesagt, mit unbeschreiblich vielen Mühen verbunden ist, muß besorgt sein, viele Windeln, Tücher ꝛc. mit sich zu führen, da an ein Waschen der Kinderkleidung während der Ueberfahrt kaum oder nur höchst nothdürftig (aus dem salzigen Seewasser) gedacht werden kann.

Die Nahrungsmittel betreffend, so bleibt sehr zu rathen, den größten Theil derselben aus der Heimath mitzunehmen. Höchstens die Kartoffeln kaufe man in Havre. Ich rechne hierher Mehl, gedörrtes Obst, sowohl Zwetschen, als Aepfel und Birnen; wenn möglich, vergesse man gedörrte Heidelbeeren nicht, Eier, Nudeln, Reis, Kaffee (gebrannt und gemahlen), Thee (grünen und Kamillenthee), Fleisch, am besten gut geräucherte Schinken, einige gut (nur nicht schwach) geräucherte Würste, ausgelassene und etwas eingesalzene Butter, Käse und vaterländischen Wein, wenn möglich, in Krügen; auch einige Citronen. Den Zucker**) allein bekommt man billiger in Havre, als in Deutschland, alles Uebrige ist daselbst theurer. — Lasse man sich darum

*) Wer übrigens kann, unterlasse es nicht, noch sonstige gute Betten mitzunehmen, um sie bei seiner Ankunft in Amerika zu gebrauchen, da er ihrer dort, besonders, wenn er Familie hat, sehr bedarf. Das Angegebene gilt nur für die Ueberfahrt und das namentlich für den, welcher die Reise im Zwischendecke zu machen genöthigt ist. — Die überflüssigen Betten packt man am Besten in ein Faß. — Häufig heißt es, man gebraucht in Amerika nicht viele Betten. Ach, wie mancher würde sie gern gebrauchen, könnte er sie nur haben, aber es fehlt ihm am — Gelde.

**) Nehmen mehrere Personen ihren Bedarf zusammen, so erhalten sie ihn wohl um die Hälfte wohlfeiler, als in Deutschland.

nicht vorsprechen, als kaufe man hier alle Lebensbedürfnisse ebenso wohlfeil, als in Deutschland *).

Auch das Kochgeschirr, wie einen Kochtopf, eine blecherne Tasse, Nachtgeschirr, Löffel ꝛc., nimmt man vortheilhafter von Haus mit, selbst auf die Gefahr hin, daß man für einen Centner Uebergewicht einen Kronenthaler bezahlen muß. Die zu Hause gekauften Sachen sind nicht allein wohlfeiler, sondern auch besser gemacht und findet sich zu Havre gar oft nicht einmal Zeit zum Einkaufen, wie weiter unten näher angegeben werden wird. — Wer es irgend kann, thue seine für die Seereise bestimmten Lebensbedürfnisse in viereckige blecherne Gefäße. Solche sind am besten und schützen vor allen Widerwärtigkeiten auf der Reise.

Die Kisten und Koffer, in welchen man seine sonstigen Habseligkeiten, Kleider, Wäsche ꝛc., mitnehmen will, lasse man nicht zu groß anfertigen; man nehme lieber zwei kleine Kisten, als eine zu große; vermeide aber vor allen Dingen gewölbte Deckel und lasse sie flach oder platt anfertigen. Der Schreiner soll sie fest und dauerhaft machen und sorgfältig einfügen, sie zur Vorsorge noch ringsum mit Leisten versehen und außerdem mit eisernen Bändern beschlagen. Vorhängeschlösser (wie alles Vorragende) müssen durchaus vermieden werden. Wer seine Kisten nicht fest zuschlagen lassen will, sondern der Schlösser bedarf, um unterwegs öffnen zu können, nehme gut eingelegte Schlösser. Außerdem vergesse man nicht, auf beiden Seiten Tragriemen oder Stricke anzubringen.

Alle diese Dinge scheinen Kleinigkeiten zu sein; man nehme sie indeß nicht gleichgiltig, denn bei Vernachlässigung derselben wird man durch die üblen Folgen eines andern belehrt werden, wie noch weiter unten vorkommt.

An baarem Geld nehme man nur so viel mit, als man etwa zur Bestreitung der Reisekosten zu bedürfen glaubt, doch so, daß man bei der Ankunft in Amerika noch über eine kleine Summe zu verfügen hat, das übrige in Wechseln,

*) Ich komme weiter unten nochmals auf diesen Gegenstand zu

wollene, reichen völlig hin*). Als Kleider zur Ueberfahrt nehme man alte, doch starke Kleider, welche warm halten und einen Puff vertragen können: doch versehe man sich auch noch mit einigen leichten Stücken, da die Hitze während der Ueberfahrt oftmals sehr bedeutend wird, selbst im November und Dezember. Als Kopfbedeckung bleibt während derselben eine Kappe vorzuziehen. Hemde nehme man so viele mit, daß man wenigstens jede Woche wechseln kann. Frauenzimmer thun gut, sich für wollene Hosen zu sorgen. — Wer Kinder, namentlich kleine Kinder, mitnimmt, was aber, beiläufig gesagt, mit unbeschreiblich vielen Mühen verbunden ist, muß besorgt sein, viele Windeln, Tücher ꝛc. mit sich zu führen, da an ein Waschen der Kinderkleidung während der Ueberfahrt kaum oder nur höchst nothdürftig (aus dem salzigen Seewasser) gedacht werden kann.

Die Nahrungsmittel betreffend, so bleibt sehr zu rathen, den größten Theil derselben aus der Heimath mitzunehmen. Höchstens die Kartoffeln kaufe man in Havre. Ich rechne hierher Mehl, gedörrtes Obst, sowohl Zwetschen, als Aepfel und Birnen; wenn möglich, vergesse man gedörrte Heidelbeeren nicht, Eier, Nudeln, Reis, Kaffee (gebrannt und gemahlen), Thee (grünen und Kamillenthee), Fleisch, am besten gut geräucherte Schinken, einige gut (nur nicht schwach) geräucherte Würste, ausgelassene und etwas eingesalzene Butter, Käse und vaterländischen Wein, wenn möglich, in Krügen; auch einige Citronen. Den Zucker**) allein bekommt man billiger in Havre, als in Deutschland, alles Uebrige ist daselbst theurer. — Lasse man sich darum

*) Wer übrigens kann, unterlasse es nicht, noch sonstige gute Betten mitzunehmen, um sie bei seiner Ankunft in Amerika zu gebrauchen, da er ihrer dort, besonders, wenn er Familie hat, sehr bedarf. Das Angegebene gilt nur für die Ueberfahrt und das namentlich für den, welcher die Reise im Zwischendecke zu machen genöthigt ist. — Die überflüssigen Betten packt man am Besten in ein Faß. — Häufig heißt es, man gebraucht in Amerika nicht viele Betten. Ach, wie mancher würde sie gern gebrauchen, könnte er sie nur haben, aber es fehlt ihm am — Gelde.

**) Nehmen mehrere Personen ihren Bedarf zusammen, so erhalten sie ihn wohl um die Hälfte wohlfeiler, als in Deutschland.

nicht vorsprechen, als kaufe man hier alle Lebensbedürfnisse ebenso wohlfeil, als in Deutschland *).

Auch das Kochgeschirr, wie einen Kochtopf, eine blecherne Tasse, Nachtgeschirr, Löffel ꝛc., nimmt man vortheilhafter von Haus mit, selbst auf die Gefahr hin, daß man für einen Centner Uebergewicht einen Kronenthaler bezahlen muß. Die zu Hause gekauften Sachen sind nicht allein wohlfeiler, sondern auch besser gemacht und findet sich zu Hause gar oft nicht einmal Zeit zum Einkaufen, wie weiter unten näher angegeben werden wird. — Wer es irgend kann, thue seine für die Seereise bestimmten Lebensbedürfnisse in viereckige blecherne Gefäße. Solche sind am besten und schützen vor allen Widerwärtigkeiten auf der Reise.

Die Kisten und Koffer, in welchen man seine sonstigen Habseligkeiten, Kleider, Wäsche ꝛc., mitnehmen will, lasse man nicht zu groß anfertigen; man nehme lieber zwei kleine Kisten, als eine zu große, vermeide aber vor allen Dingen gewölbte Deckel und lasse sie flach oder platt anfertigen. Der Schreiner soll sie fest und dauerhaft machen und sorgfältig einfügen, sie zur Vorsorge noch ringsum mit Leisten versehen und außerdem mit eisernen Bändern beschlagen. Vorhängeschlösser (wie alles Vorragende) müssen durchaus vermieden werden. Wer seine Kisten nicht fest zuschlagen lassen will, sondern der Schlösser bedarf, um unterwegs öffnen zu können, nehme gut eingelegte Schlösser. Außerdem vergesse man nicht, auf beiden Seiten Tragriemen oder Stricke anzubringen.

Alle diese Dinge scheinen Kleinigkeiten zu sein; man nehme sie indeß nicht gleichgiltig, denn bei Vernachlässigung derselben wird man durch die üblen Folgen eines andern belehrt werden, wie noch weiter unten vorkommt.

An baarem Geld nehme man nur so viel mit, als man etwa zur Bestreitung der Reisekosten zu bedürfen glaubt, doch so, daß man bei der Ankunft in Amerika noch über eine kleine Summe zu verfügen hat, das übrige in Wechseln,

*) Ich komme weiter unten nochmals auf diesen Gegenstand zurück.

die man sich am besten in der Heimath bei einem befreundeten Kaufmanne verschafft. Doch lasse man solche Wechsel auf ein Bankierhaus in der Stadt ausstellen, in welche oder in deren Nähe man zu reisen vor hat, und nicht etwa auf ein solches in New-York, wenn man nach St. Louis, Cincinnati oder New-Orleans will. Man übersehe das ja nicht, weil man sich sonst Kosten und Zeitverluste verursacht, die in fremdem Lande schmerzlich empfunden werden. Man hat Beispiele, daß deutsche Kaufleute Reisenden Wechsel auf andere Plätze aufschwätzen, als wohin sie reisen wollten, und als jene später zum Ersatz herangezogen werden sollten, wußten sie sich durch Lügen und Ausflüchte zu helfen; der Reisende war der Geprellte. Darum gemacht, wie angeführt. Ein ehrlicher Kaufmann wird solche Wechsel immer zu den billigsten Preisen abgeben, das heißt, er wird, wenn man ihm baares Geld in Deutschland zahlt, den Dollar zu 2 fl. 26, 27, oder 28 Kr. berechnen, je nachdem er sogleich oder etwas später nach seiner Ankunft in Amerika sein Geld in Empfang nehmen will. Am besten wird er sich den Wechsel auf drei Tage nach Sicht ausstellen lassen, was mit der sofortigen Auszahlung ziemlich gleichbedeutend ist. Auf solche Weise hat der Reisende nur seinen Wechsel zu hüten, was leichter ist, als eine nur etwas bedeutende Summe in baarem Gelde und wäre es auch in Gold. Aber ja zu einem ehrlichen Kaufmanne gegangen, der auch ein Gewissen hat!

## §. 3.

### Ueber die Reise aus Deutschland (vom Mittelrhein) bis nach Havre.

Sind alle Vorbereitungen glücklich zu Ende gebracht, so wird die große Reise mit Muth und Gottvertrauen angetreten. Es geht an den Rhein. Mainz ist für viele der nächste Sammelplatz, von wo aus die Reise weiter fortgesetzt werden soll. Die Verträge werden hier von dem Hauptagenten ausgetheilt und das noch rückständige Geld wird an ihn bezahlt. Das Gepäck ist bereits daselbst an-

gekommen. Es wird gewogen, um zu erfahren, ob es das mit dem Ueberfahrtsgelde ausbedungene freie Gewicht nicht überschreitet. Ach! so jammert bei diesem Geschäfte der Eine, mein Koffer ist zerbrochen; aus meinem fließt der Wein, an meinem ist ein Vorhängeschloß abgerissen ꝛc., der Andere; meine Essigflasche scheint entzwei ꝛc. Dem Schreiner wird geflucht, daß er die Kisten nicht fester gemacht, nicht sorgfältiger gepackt hat und dergleichen mehr. Darauf wird ein Unterkommen in Mainz gesucht. Der Eine hat Bekannte, der Andere sucht ein recht wohlfeiles Wirthshaus ꝛc. Am andern Morgen wird in Begleitung eines Führers (Kondukteurs) die Reise auf einem Dampfboote, gewöhnlich rheinabwärts, begonnen, wo dann beim Einladen des Gepäcks Jeder wieder Gelegenheit hat, zu erfahren, wie nothwendig feste und gut gearbeitete Kisten und Kasten sind. Mit Blitzesschnelle wird das Gepäck auf die Schiffe gerollt, nicht sanft und zart, sondern mit kräftiger Faust, um die Sache schnell zu Ende zu führen. — Es mag hier folgende Bemerkung Raum finden, damit sie nicht vergessen wird: Da die Kisten schon hier nicht mehr nach Belieben geöffnet werden können, um das Eine oder Andere herauszunehmen, so thut jeder Reisende wohl, dasjenige von Kleidern und Lebensmitteln, was er für die Seinen und sich bis Havre bedarf, in einen eigenen Behälter, sei es eine Reisetasche oder etwas Anderes zu thun. Man übersehe das ja nicht!

Auf noch etwas muß ich hier aufmerksam machen, weil es von vielen vergessen wird. Wer bis Mainz mit sogenanntem rheinischen Gelde, Guldenstücken ꝛc., gereist ist, entledige sich hier jedenfalls dieser Geldsorte, auch des Papiergeldes, sollte er im Besitze von solchem sein und wechsele sich einiges in preußischem Gelde ein, das übrige in französischem, besonders in Zwanzigfrankstücken, (auch holländische 10 Guldenstücke sind gut) denn nach wenigen Stunden schon wird er an seinen schönen Gulden nicht unbedeutend verlieren. Man nimmt auch in Havre Guldenstücke, aber etwa nur zu 48 bis 50 Kreuzer.

Am 13. Oktober reiste ich mit den Meinen (meine Frau, ich und 3 Kinder) von Mainz ab.

Ohne Unfall ging es den vaterländischen Rhein hinab abwärts, nur, daß wegen des niedern Wasserstandes in der Nähe von Caub eine Umladung des Schiffes stattfinden mußte, wobei es wieder an Scenen wegen schlecht gearbeiteter Kisten und Kasten nicht fehlte. Abends gelangten wir nach Cöln, wo ein kurzer Aufenthalt beim Zollgebäude (man forschte nach zollbaren Gegenständen unter unserm kleinen Handgepäcke) ohne Bedeutung blieb. Eine Schaar von Menschen, welche zum Einkehren in dieses oder jenes Gasthaus einlud, sich auch zum Tragen unseres Gepäckes vielfach anbot, begleitete uns. Wir fanden leider in dem Gasthause, welches man für uns bestimmt hatte, nicht Aufnahme, da man alle für diesmal nach Amerika Reisende bereits in Cöln untergebracht hatte und das vorgesehene Gasthaus besetzt war. Der Grund der Ueberfetzung der Gasthöfe lag darin, daß die, welche die Reise über Rotterdam hatten machen wollen, diesen Weg des niedern Wasserstandes wegen nicht hatten einschlagen können und schon seit zwei Tagen in Cöln auf Weiterbeförderung harrten. Ich bezog darum mit meiner Familie den Mannheimer Hof. Dieser Wirth hatte wohl guten Willen, aber mit diesem ist es auf Reisen nicht genug. Wir blieben den 14. Oktober in Cöln, da das Gepäck von mindestens 500 Reisenden mit den Personen selbst auf Weiterbeförderung durch die Eisenbahn warten mußte. Es war ein ganzer Tag nothwendig, um diese Angelegenheit mit den Eisenbahnbeamten zu ordnen, das Gepäck aus dem Hafen an die Bahn zu fahren und in die Wägen zu laden. Die nicht gut genagelten Kisten ꝛc. bekamen hier wieder Risse und Schaden.

Am 15. Oktober von Morgens 5 Uhr an waren die zur Eisenbahn führenden Straßen von Cöln mit Reiselustigen bedeckt, unter denen auch ich mich mit Weib und Kindern befand, nachdem ich zuvor meinem Wirthe die ziemlich starke Zeche für die wenig geleisteten Dienste bezahlt hatte.

Hier hörte ich schon Klagen von Prellereien, die aber wohl mehr in der Unkunde der Leute mit dem preußischen Gelde ihren Grund haben mochten. Das oben vom Geldeinwechseln Gesagte hatten die Leute entweder nicht gewußt oder nicht daran gedacht. Es klang ordentlich possirlich, wenn man den Cöhnern sogenanntes Kreuzergeld gab und sie dann sagten, geben Sie mir doch statt des deutschen Geldes lieber preußisches, als wenn Preußen nicht zu Deutschland gehörte! — Viele wechselten hier noch mit großem Verluste französisches Geld ein.

Möglich bleibt es, daß Einzelne schon hier in die Hände gewinnsüchtiger Betrüger gerathen, an denen auch hier kein Mangel ist. Der Reisende und besonders der nach Amerika Reisende, gilt Vielen für eine Melkkuh.

Bis gegen halb sieben Uhr etwa waren alle Reisenden in den bereitstehenden besondern Wagenzug gestiegen, wobei es an mancher unsanften Berührung nicht fehlte, da Einzelne fürchteten, man werde sie zurücklassen, worum doch gar nicht zu denken war. Das Vorzeigen der schon Abends vorher erhaltenen Reisekarten vor dem Einsteigen in die Wägen ging bei der großen Masse nicht ohne Verwirrung vorüber. Manches Unangenehme würde indeß weder hier noch anderwärts vorgefallen sein, wenn unter einer solchen Menschenmenge nicht gar zu viele rohe und ungebildete gewesen wären, denen außer menschlicher Gesichtsbildung fast jede sonstige, die Menschheit zierende, geistige Eigenschaft abging. Das scheinen auch die Eisenbahn- und sonstigen Beamten aus Erfahrung zu wissen, was man aus ihrem barschen Anschreien (freilich auch ein Zeichen ihrer eigenen feinen Bildung!) gar zu oft zu vernehmen Gelegenheit hat. Soll sich dieses ändern, so müssen die Menschen selbst besser, ich möchte fast sagen, anständiger werden. Den Gebildeten behandelte man auch hier schon artiger.

Durch die Sorgfalt unseres freundlichen Kondukteurs Herrn Wolff aus Mainz hatte ich für meine Familie und mich einen bessern Wagen erlangt, was ich für Geld

nicht hatte fertig bringen können. Mit Lebensmitteln und Wein versehen, flogen wir mit dem Zuge eiligst von Köln. Das Angenehme bei der sanft lästigen Fahrt war, daß an den einzelnen Stationen nicht angehalten wurde, da der Zug nur Auswanderer und deren Gepäck mit sich führte. An der preußischen Grenze angelangt, fürchteten Einzelne, welche ohne Paß waren, zurückgeschickt zu werden, aber es ging ohne weitere Untersuchung von der preußischen über die belgische Grenze und die verzagten Herzen thauten auf. Von Zeit zu Zeit wurde ein wenig angehalten, da Kohlen und Wasser genommen werden mußten, sich auch die eingeschlossenen Reisenden mit ihrer hoffnungsvollen Jugend, menschlicher Bedürfnisse zu entledigen hatten. Spät Abends kamen wir auf die französische Grenze; auch hier ging es ohne ein Untersuchen unserer in den Sitzwägen sich befindenden kleinen Reisebedürfnisse, Päße ꝛc., ab. Waren ja unsere Haupteffekten in den Packwagen verschlossen und plombirt, warum sollte man auch die Reisenden (spät in der Nacht) noch weiter belästigen, zumal an einem Sonntage? Gefährliche Personen schienen nicht unter uns zu sein, sonst würde der blitzschnelle Telegraph ihnen wohl längst vorangeeilt gewesen sein; warum die übrigen noch belästigen, die freiwillig und wohlgemuth dem Vaterlande den Rücken zugekehrt und nur das Geld für den Paß gespart hatten? — Nachts gegen 12 Uhr erst kam der Zug in Lille an.

Die einzelnen Haufen der Reisenden folgten ihren Führern wie Lämmer den Leithämmeln in die bereits zum Voraus, wie es schien, bestimmten Wirthshäuser. Wir fanden in dem unsrigen Nachts 12½ Uhr in verschiedenen Zimmern Tische gedeckt. Rasch standen gute Suppen, Gemüse, Beilagen ꝛc., und auf Verlangen, guter französischer Wein auf dem Tische. Das Fordern der Bezahlung wurde nicht vergessen. Mitten in der Thätigkeit des Essens begriffen, sagte ein Franzose in gebrochenem Deutsch: „Die Person hat für Essen, Schlafen und Kaffee des andern Morgens sogleich drei Franken, für jedes Kind die Hälfte zu zahlen."

Alsbald hatte er mit dem Einsammeln des Geldes am Tische die Runde gemacht. Wir fanden diese Bezahlung für das Geleistete angemessen und keineswegs zu hoch. Ich erhielt für meine Familie und mich ein recht schönes Zimmer und war bald dem weiteren Getriebel entrückt; die andere Menge wurde in großen Zimmern, in denen mehrere umfangreiche Betten standen, gemeinschaftlich, so gut es eben anging, nach und nach untergebracht. Früh Morgens wurde ich aus meiner mich erquickenden, nächtlichen Ruhe durch das Geräusch im Hause aufgestört. Es ging Treppauf und ab, zum Kaffee, der dem Einen noch besser mundete, als dem Andern. Wie Mancher mochte hier seinen Kaffee mit reichlichem Zucker versehen, der ihm daheim vielleicht immer gemangelt hatte!

Hier in Lille begingen nun Einzelne, fast möchte ich sagen, die Thorheit, einige kleine Einkäufe zu machen. Dem Einen fehlte eine Pfeife, dem Andern Tabak, einem Dritten Anderes. Da sie der Sprache nicht kundig waren, so konnte es sich nicht fehlen, daß sie Lehrgeld geben mußten. Doch gingen die Liller noch glimpflich mit der unwissenden Menge um.

Um halb 7 Uhr fanden sich schon Schaaren am Bahnhofe ein, wieder so früh, da man fürchtete, zurück bleiben zu müssen. Die Behandlung der Bahnbeamten war anständig, was wohl mit darin seinen Grund hatte, daß hier die Fahrbillets von Tags vorher galten, die Thüren des Wartesaales zu den Wägen geöffnet waren und somit jedes übermäßige und unnöthige Gedränge vermieden wurde. Gegen 8 Uhr brauste der Zug von dannen in der Richtung nach Paris zu, welches ohne Unfall zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags erreicht wurde. Ich hatte durch unsers Kondukteurs Umsicht für die Meinen und mich einen bessern Wagen gehabt.

In Paris fehlte es am Bahnhofe leider wieder nicht an Gedränge. Hier wurden die Billets vor den Wartesälen abgenommen, was viele Zeit und manchen Wirrwarr absetzte. Besser würde es gewesen sein, hätte man schon in

den Wägen die Billets eingefordert. Warum das hier nicht geschah und geschieht, ist mir räthselhaft. Endlich war man denn auch durch dieses Getriebe und befand sich in dem großen Paris. Die einzelnen Haufen folgten ihren Führern in die von diesen ausgesehenen Gasthöfe. Der unsere war nicht besonders, denn die Leute wurden für ihren 1 Franken, den sie für ihr Mittagessen (Suppe, Kartoffeln und Rindfleisch) zu zahlen hatten, weder freundlich behandelt, noch erhielten sie ein sie sättigendes Mal. Vieles trug dazu die Unkunde der meisten in der französischen Sprache bei. Ich kann mit den Meinen nicht klagen, doch habe ich unsern Kondukteur auf manche Mißstände in diesem Pariser Gasthause aufmerksam gemacht und er wird das für die Folge zu ändern suchen.

Gegen 8 Uhr Abends ging es nun durch die herrlich erleuchteten Straßen von Paris, an den glänzendsten Läden vorbei zur Eisenbahn, welche uns nach Havre führen sollte. Solcher Anblick gibt einen Beweis menschlicher Kunst und französischen Geschmacks! — Hier war der Aufenthalt ziemlich lange, bis gegen 10 Uhr, da neue Billets gestempelt und ausgetheilt werden mußten. Es gab hier manchen Stoß, manches bittere Wort. Einzelne Bahnbeamten zeichneten sich nicht durch französische Artigkeit aus. Man schien die Leute theilweise für eine Heerde Vieh zu halten, das man zur Schlachtbank führt. Dieses ungeschliffenen Treibens endlich müde, rief ich voll Unwillen aus: Messieurs! Nous sommes encore des hommes, mais non pas des bêtes (meine Herren, wir sind noch Menschen, aber keine Thiere). Man sah mich an, stutzte und der Ton wurde etwas gelinder.

An den Wägen zeigte sich von mehreren Reisenden eine gewisse Ungeneigtheit zum Einsteigen. Jeder schien für die bevorstehende Nachtreise bessere Plätze erreichen zu wollen, was aber nur wenigen gelingen konnte, da nur zwei Wägen zweiter Klasse vorhanden waren. Ich erhielt wieder einen solchen für meine Familie. Am Ende mußten, da die Menschenmasse zu groß für die bestimmte Anzahl Wägen war,

noch viele zurückbleiben, die in einem etwas später abgehenden Zuge weiter befördert wurden. Es war nämlich die Zahl der zu Paris die Abfahrt abwartenden Menge noch etwa um 900 Personen, die zum Theil aus Frankreich, der Rheinpfalz, Baden, Schweiz, Oesterreich ꝛc. über Straßburg angekommen waren, vermehrt worden. Endlich nach 10 Uhr pfiff unser Zug davon. Die Nacht war freundlich und trotz der Beschwerlichkeiten der Reise bemerkte ich die Menge wohlgemuth und guter Dinge. Lieder ertönten aus mehreren Wägen und Freude las man auf den Gesichtern, nun endlich wieder voranzukommen. Man war ja auch der Pariser Unannehmlichkeiten überhoben! — Nach und nach trat Stille ein und in den einzelnen Wägen überließ sich Jung und Alt der Ruhe, so gut es eben in solcher Unbequemlichkeit angehen wollte. Die schnaubenden feurigen Rosse eilten rüstig vorwärts und am 17. Oktober, Morgens zwischen 7 und 8 Uhr, war die lang ersehnte Hafenstadt Havre erreicht. Ein neues Eldorado mit dem, was da kommen sollte!

Am Bahnhofe ergab sich ein ähnliches Gedränge, wie zu Paris, da hier wieder in gleicher Weise die Billets abgegeben werden mußten. Endlich gelangte man aus dem Bahnhofe in's Freie. Hier standen haschende Wirthe oder deren Angehörige, welche zum Theil in vaterländischer (deutscher), zum Theil in französischer Sprache die Vorzüge ihrer Gasthäuser anprieſen und zur Einkehr in dieselben einluden. Kaum erdenkliche Vortheile wurden angepriesen, wenn man in dieses oder jenes Gasthaus gehen würde.

## §. 4.

### Ueber den Aufenthalt in Havre.

In Havre also kamen wir am 17. Oktober Morgens früh an. Die vielleicht schon lange an den Pforten des Bahnhofes harrenden Wirthe und deren dienstbare Geister zogen, umgeben von Haufen der Reisenden*), mit diesen in

*) Das Ansehen eines solchen Zuges hat etwas Wehmüthiges und gibt zu eigenthümlichen Gedanken Veranlassung. Kräftige Gestalten gehen

die bezüglichen Wirthshäuser; manche der letzteren hatten sich ihren Führern anvertraut und gingen mit diesen zu den von ihnen empfohlenen Wirthen. Ich hatte bereits von Cöln aus durch den Telegraphen in dem Gasthause „zur Stadt Trier" bei dem Wirthe „Peter Herrmann" eine Wohnung mit den nöthigen Betten für meine Familie und mich bestellen lassen (die Zahl der in diesen Tagen Angekommenen überstieg dreitausend) und auch dieser Wirth harrete am Bahnhofe meiner. Als ihn unser Kondukteur mit mir bekannt gemacht hatte, sorgte er mir sogleich für eine Kutsche und in wenigen Minuten war ich der Menge entrückt und saß mit den Meinen gemüthlich beim Kaffee. Etwa eine halbe Stunde später traf eine beträchtliche Anzahl Reisender, über hundert, bei Herrmann ein. Wir bezogen unsere Zimmer und richteten uns so wohnlich als möglich ein.

Ich traf in der Familie Herrmann, in ihm selbst und seinen Leuten biedere Deutsche, die es werth sind, empfohlen zu werden. Sie waren gefällig und dienstfertig, ohne sich die Dienste, nach Havrer Sitte, lohnend zu machen. Es herrscht nämlich, besonders unter vielen Deutsch redenden Havrern der Gebrauch, aus dem Säckel ihrer Landsleute so viel Geld als möglich zu ziehen. Es geschieht dieses auch so: Sie gehen mit diesen zu Kaufleuten, Weinhändlern ꝛc., um ihren deutschen Landsleuten bei'm Einkaufen behilflich zu sein. Der Kaufmann ꝛc., der mit ihnen einverstanden ist, berechnet die Waaren theurer oder er gibt schlechtere und der Dienstbeflissene bekommt eine gewisse Anzahl Prozente, welche auf 20 Franken in der Regel 5 beträgt. Somit zeigt sich der Wirth oder einer seiner Leute gefällig, zieht aber auf Kosten seines deutschen Gastes ansehnlichen Gewinn. Anders ist dieses bei Herrmann. Er und seine Leute sind ehrlich, wenn man ihrer bedarf.

Ich kann unter solchen Umständen meine deutschen

so, scheinbar wohlgemuth, oftmals ihrem Unglücke entgegen. Bedächten das doch gar viele, bevor sie sich zum Verlassen der Heimath entschlössen, oder ließen sie sich wenigstens vorher sorgfältig belehren!

Landsleute nicht genug zur Vorsicht, zum Mißtrauen, möchte ich sagen, auffordern, sonst müssen sie Lehrgeld zahlen, daß ihnen die Augen übergehen. Ich möchte fast Jedem zurufen: Traue Niemandem, sei überall auf Deiner Hut und wende deine Kräfte zu deinem eignen Wohle gewissenhaft an!

Es gibt in Havre Wirthe, welche einem Führer für jeden Kopf, den sie ihnen als Gast bringen, einen halben, selbst einen ganzen Franken zahlen. Wer muß aber dieses Geld abgeben? — Niemand anders, als der Reisende, der dafür desto schlechtere oder desto weniger Nahrungsmittel bekommt. Jeder denkt, der Tag oder die paar Tage bis zur Abfahrt gehen herum, was soll ich mich viel ärgern? Auf dem Schiffe wird es schon anders sein.*) — Ich führe ein Beispiel an, das mich selbst betrifft. Ich hatte einen irdenen Topf nöthig. Es war Nacht und regnete. Ich nahm mir darum einen Mann mit, der mir einen Kaufmann zeigte. (Kaufleute verkaufen hier auch irdene Töpfe.) Dieser sprach Deutsch. Wir wurden um 12 Sous einig. In der Thüre drückte der Kaufmann meinem Begleiter 2 Sous in die Hand, um diesem zu zeigen, wie er ihn lohne, wenn er ihm mehrere Käufer zuführe. Ich bemerkte das und konnte nicht umhin, dem Kaufmanne in ernsten Worten meine Ansicht zu sagen. Ich war freilich die 2 Sous los, aber viel klüger geworden. Ich kaufte fortan ohne Begleiter ein. — Wie viele klagten mir später über Prellereien, welche sie in Havre, besonders von Deutschen hätten erdulden müssen! Darum noch einmal: Thue jeder die Augen auf, nehme er von Haus mit, was irgend möglich ist, damit er in Havre nicht geprellt wird.

Ich habe oben gesagt, wie zu Havre fast Alles theurer sei, als in der Heimath, mit Ausnahme des Zuckers, den man dann billig, (fast um die Hälfte) kauft, wenn mehrere

*) Auf ehrenhafte Konduckteure sollten sowohl Schiffsrheder wie Generalagenten, selbst die Regierungen das sorgsamste Auge haben. Gerade in den Händen dieser Leute liegt so unendlich viel, um den Reisenden vor Kosten und Prellerei zu schützen. Wenn aber manche von diesen Herren mit den Betrügern einverstanden sind, was kann da Gutes herauskommen?!

Personen etwa 50 Pfund zusammen kaufen, den sie später auf dem Schiffe unter sich nach Verhältniß vertheilen können. Als Nachweis des Gesagten gebe ich die Preise von einigen Reisebedürfnissen an, wie ich solche einkaufte. Guter Reis à Pfund 8 Sous (5 Sous gleich 7 kr., 2 Sgr.); Mehl à Pfund 7 Sous; Salz 3 Sous; Weinessig à Littre 12 Sous; Gries à Pfund 10 Sous; Chocolade à Pfund 1½ Franken; eine Flasche (etwa 1½ Schoppen) Olivenöl 2 Franken; Nudeln à Pfund 12 Sous. — Eine Pfanne 1⅔ Frank; ein Nachttopf von sehr schlechtem Blech 15 Sous; ein Kochtopf von geschlagenem Eisen 3 Franken 5 Sous; eine blecherne Tasse (sehr schlecht) 3 Sous; eine Laterne 2 Franken 5 Sous. — Ein Hectoliter Kartoffeln (140 Pfund) 10 Franken; Schiffszwieback à Pfund 7 Sous ꝛc. — Ich kaufte diese Sachen bei Henry, Sondheim, der mich redlich behandelte. Für 12 Flaschen rothen Wein, der recht trinkbar war, zahlte ich ihm 15 Franken. Ich kaufte ohne Gehilfen. Wer sich nun eines Wirthes oder Maklers bedient, muß entweder theurer bezahlen oder bekommt schlechtere Waare für sein gutes Geld. Beherzige das also Jeder in der Heimath und kaufe er dort ein. Er ist dann jede Uebervortheilung enthoben. Auch Schinken vergesse er zu Hause nicht, denn manche Reisenden finden oft schon in den ersten Tagen in den in Havre gekauften Würmer.

Die Preise sind hier bei den Wirthen verschieden. In der Regel zahlt man für Wohnung (man muß in diesem Falle mit mehreren, oft mit vielen in einem Zimmer, welches mehrere Betten enthält, schlafen), Kaffee des Morgens, einfaches Mittags- und Abendessen 2 Franken für einen Tag und eine Nacht. Auch Herrmann läßt sich so viel zahlen. Hat man ein besonderes Zimmer, so kostet es mehr *).

Noch am 17. begab ich mich auf das Bureau zu unserem Schiffsrheder, um meine Abreise zu erfahren. Ich

*) Ich zahlte für ein Zimmer mit 2 Betten, für zweimaligen besseren Kaffee, Mittags- und Abendessen ohne Wein und Bedienung für meine Familie und mich täglich 8½ Franken, was ich nach dem Geleisteten billig fand.

vernahm nun von ihm, daß das bis den 21. Oktober etwa nach New-Orleans abfahrende Schiff eine zweite Kajüte nicht habe, doch biete er mir den besten Platz im Zwischendecke an. Auf diesen Vorschlag ging ich nicht ein. Ich betrachtete das Schiff „Heidelberg," fand aber wenig Lust mit ihm zu gehen. Ich sah noch 4 bis 5 andere Schiffe, die mir aber auch nicht zusagten. Unser Schiffsrheder bot mir nun auf dem „Wiliam Nelson," welches zweite Kajüte für 98 Passagiere enthielt, Plätze an, aber auch diese behagte mir wenig; das Schiff mußte wegen seiner Größe zu viele Menschen an Bord nehmen. Das Wetter wurde nun täglich stürmischer und unfreundlicher, so daß ich froh war, noch hier weilen zu können.

Am 20., spätestens 21. Oktober hätte ich laut Vertrag abreisen sollen, das stürmische Wetter verhinderte indeß jedes Auslaufen von Schiffen. Am 22., an dem der Himmel einigermaßen günstig schien, liefen 5 Schiffe nach New-York, New-Orleans und andern Häfen aus. Ich war froh trotz aller Langweile, doch des schauderhaften Wetters wegen, noch hier zu sein. Unser Schiffsrheder Bielefeld erklärte mir, daß ich vom 21. an mit meiner Familie ganz auf seine Kosten lebe mit Ausnahme des Weins. Er bot mir des andern Tages zweite Kajüte auf dem Päcketboote „J. C. Calhoun" an. Ich betrachtete Schiff und Kajüte. Letztere ist ein kleines Zimmer, welches sich auf dem Verdecke in der Mitte des Schiffes befindet. Beide sagten mir zu. Ich erwartete nun von Tag zu Tag die Absegelung des Calhoun, aber theils die noch nicht vollständige Besetzung des Schiffes, theils und besonders das abscheuliche Wetter verhinderte das Auslaufen desselben bis zum 27. Oktober.

Ich muß hier noch einschalten, daß unser Hauptgepäck längere Zeit in Lille und Paris gelegen hatte, und erst 4 Tage nach uns im Bahnhofe zu Havre ankam. Die Führer zeigten dieses zugleich mit dem Bemerken an, selbst in den Bahnhof zu kommen, da die französischen Zollbeamten gewöhnlich mehrere Kisten öffnen lassen, um den Inhalt der-

selben zu erfahren. Es ging hierbei, wenn auch ziemlich lebhaft, doch im Ganzen glimpflich zu. Von der Unzahl der Kisten und Kasten wurden kaum 20 geöffnet und oberflächlich untersucht. Besonders sind es Tabak und Cigarren, wonach die Beamten fahnden. Hat man vorher erklärt, daß man so und so viel Tabak oder Cigarren bei sich im Koffer habe, so hat das nichts zu sagen und die Sache ist abgemacht, nur muß Alles im Koffer bleiben und darf nicht mit in die Stadt genommen werden, da diese Dinge als Durchgangsgut oder vielmehr als Reisebedürfnisse für die Ueberfahrt gelten. Wollte ein Reisender hier das Eine oder Andere aus seinem Koffer nehmen, so würde er sich Unannehmlichkeiten oder wohl gar Strafe aussetzen. Jedoch mit Erlaubniß oder nach Durchsicht von Seite der Zollbehörde darf es geschehen. Ein Tabaksraucher oder Schnupfer vergesse darum nicht, sich seinen Bedarf an Tabak für die ganze überseeische Reise mitzunehmen, da er es dreist kann und der Tabak in Frankreich theuer oder schlecht ist.*)

## §. 5.

### Ueber die Einrichtung unseres Packetbootes „John C. Calhoun."

Der John C. Calhoun ist ein Packetboot mittlerer Größe, das dazu benutzt wird, aus den Häfen Amerika's Waaren, besonders Baumwolle 2c., nach Havre oder in andere europäische Häfen zu führen und von da Reisende nach Amerika mitzunehmen. Es ist darum die Einrichtung des Schiffes ursprünglich nur für den Waarentransport bestimmt, und wird nur vorübergehend für den von Menschen in dem Hafen, aus welchem es nach Amerika fährt, eingerichtet. Dieses ist fast mit allen Schiffen der Fall, welche man in den sogenannten Auswanderungshäfen vorfindet, und lasse

*) 1 Pfund Tabak kostet 4 Fr. Zoll, ohne den Einkaufspreis. Tabak also, der in Deutschland 1 Fr. kostet, kostet in Frankreich 5 Fr.

man sich nicht vorsprechen, als bestünden besondere Linien und besondere für Auswanderer so oder so zweckmäßig eingerichtete Schiffe. — Das Gesagte wird noch immer von Vielen bezweifelt. Sie mögen darum sich durch Schaden selbst überzeugen.

Die Länge unseres Calhoun beträgt etwa 60 mäßige Schritte, die Breite desselben am mittleren Mastbaum 15 bis 16. Im untersten Schiffsraume ist, besonders nach dem Hintertheile zu, der sogenannte Schiffskeller, welcher Frachtgüter, Koffer und Kisten der Reisenden, die auf der Ueberfahrt nicht benutzt werden, Fässer mit Trink- und Kochwasser, die am Bord befindlichen Säcken mit Kartoffeln und Schiffszwieback 2c. 2c. enthält. Der vordere Theil des Kellers wird auch bei unserm Schiffe, wie leider bei den meisten andern, als Zwischendeck benutzt und enthält etwa 10 Betten für und mit 40 Reisenden. Der Haupteingang zu demselben befindet sich am Vordertheile des Schiffes und ein zweiter noch mehr in der Mitte desselben durch das eigentliche Zwischendeck. Durch diese schmalen Eingänge allein vermag am Tage nur etwas weniges Licht in diesen Raum zu kommen, da dem Schiffe auf der Seite jedes Fenster, jede Oeffnung mangelt, ein Umstand, der ihn feucht, dunkel und somit ungesund macht, zumal die ganze Höhe nur etwa 6 Fuß beträgt. Eine dumpfe Hitze herrscht hier fort und fort, denn auch die Luft hat keinen Abzug. Ueber diesem liebenswürdigen Raume nun befindet sich das eigentliche Zwischendeck, welches vom Vorder- bis zum Hintertheile des Schiffes fast der ganzen Schiffslänge und Breite nach sich hinzieht und eine Höhe von 7 bis 8 Fuß hat. An den Schiffswänden dieses Zwischendeckes sind der Länge nach etwa 72 Bettstellen, jede für 4 Personen, immer 2 übereinander angebracht. Fenster fehlen auch hier gänzlich, nur sind am Hintertheile des Schiffes einige Oeffnungen, welche ein wenig Licht und einige frische Luft in diesen großen Raum bringen. 3 Eingänge führen vom obern Theile des Schiffes, vom Verdecke in das Zwischendeck. Der mittlere ist am geräumigsten und

hat die breitesten Treppen. An diesen Eingängen und am Hintertheile sind die luftigsten Plätze. Die letzteren (am Hintertheile) werden darum auch gewöhnlich etwas theurer bezahlt, besonders, wenn sie noch durch Bretter, ein sogenannter Verschlag, abgetheilt sind. Auch im Zwischendecke sind die Schlafstellen, welche von der Mitte des Schiffes bis zum Vordertheile reichen, dumpf und weniger gesund, als die an den Eingängen und am Hintertheile erwähnten.

Auf dem Verdecke (dem obern Theile des Schiffes) befindet sich nach dem Vordertheile des Schiffes zu, die Kajüte (der Schlaf und Eßraum) für die Matrosen, an diesen schließt sich die Küche des Kapitäns und an diese eine zweite Kajüte. Auf dem Hintertheile ist die Kajüte des Kapitäns und der beiden Steuerleute. Unser Schiff birgt in der Kapitänskajüte noch 2 Passagiere, die mit dem Kapitän und ersten Steuermann gleichen Tisch führen.

Auf beiden Seiten des Vordertheils des Schiffes, rechts und links, sind 2 sogenannte Abtritte in sehr kleinem und engen Maßstabe angebracht, viel zu enge und beschränkt, um für eine große Menschenmenge auf längere Zeit hinreichen zu können, wenn nur einigermaßen von Reinlichkeit (von Bequemlichkeit will ich schweigen), die Rede sein soll. Die schlechte Einrichtung dieser Abtritte und sie selbst übersteigen alle Begriffe über derartige Dinge. — Rechts und links an der Seite der Kajüte für die Matrosen ist ein kleiner Heerd auf jeder Seite aufgemauert, der oben ein schmales hölzernes Dach hat. Zwischen dem Rande des Schiffes und dem Heerde selbst ist ein schmaler, höchstens 3 bis 4 Fuß breiter Durchgang, wohin sich die Kochenden stellen. Durch diese Gänge müssen die Matrosen zum Vordertheile des Schiffes, zu ihrer Kajüte; durch sie müssen Alle, welche ein Bedürfniß zu befriedigen haben. Wirklich ein herrlicher Gang durch dieses Gedränge, besonders, wenn es auch noch regnet oder stürmisch ist und die Matrosen und Steuerleute hin und her rennen! — 10 bis 12 Haken sind an jedem Heerde in der Höhe (oberhalb der Feuerstätte) an-

gebracht, an welche die Leute ihre Kochtöpfe hängen können. Da der Wind von der einen oder andern Seite kommt, so kann gewöhnlich nur ein Kochheerd und nur ein Abtritt benutzt werden. — Auf dem Verdecke selbst liegen noch mehrere Mastbäume, die den Raum schmälern, viele Taue ꝛc. Auf dem Dache der Kajüte der Matrosen ꝛc. sind Ställe mit Hühnern, Enten ꝛc., viele zusammengewickelte Segel und 2 Schweine. Auf der Kajüte des Kapitäns liegen 2 Nachen und ein dritter auf der zweiten Kajüte. 3 gewaltige Mastbäume mit vielen Tauen und bei günstigem Winde zuweilen mit 18 bis 20 größeren und kleineren Segeln versehen, bilden den Schluß unserer schifflichen Einrichtung.

Fassen wir nun solche näher in's Auge, so leuchtet auf den ersten Anblick ein, daß diese Art menschlicher Wohnstätten Vieles, unendlich Vieles zu wünschen übrig läßt. Zwei Haupterfordernisse zum menschlichen Leben, Luft und Licht, sind in zu geringem Grade vorhanden. Für Waaren mag derartige Einrichtung hinreichen, ja gut sein, für Menschen ist sie schlecht, sehr schlecht. Es ließe sich dieses auch wohl ändern, wenn man ernstlich wollte und aufhörte, die Menschen den Waaren gleich oder vielleicht gar noch geringer zu behandeln. Man hätte nur nöthig, wie bereits an einzelnen Schiffen sichtbar, dieselben der Länge nach mit Löchern und in diesen angebrachten dicken Glasscheiben zu versehen, die man bei günstigem Wetter von Zeit zu Zeit ein wenig öffnen könnte, besonders im eigentlichen Zwischendecke. — Der Keller sollte niemals und unter keiner Bedingung als Wohn- und Schlafstätte für Menschen dienen. Von der Hitze, dem Dunste und Schmutze daselbst hat man keinen Begriff; man muß Derartiges selbst (aber sogar bei Tage mit einer großen Laterne) sehen. — Auch die jetzige Einrichtung des Zwischendecks läßt noch Vieles zu wünschen übrig. So sind die Bettstellen zu dicht über einander, die Räume fast alle zu dunkel und der Luftzug ist viel zu gering. — Auf dem Verdecke ist auch zu viel Raum durch daliegende Balken, Taue ꝛc. versperrt. Wenn der Kapitän

nicht leutſelig iſt, ſondern den ihm vor ſeiner Kajüte zugehörenden Raum abſperren läßt, ſo ſind die Reiſenden noch übler daran, da ſie dann nur faſt auf das Zwiſchendeck angewieſen ſind. — Ueber das Unzweckmäßige der Abtritte habe ich ſchon geſprochen.

Die Feuerheerde betreffend, ſo ſind dieſe für mehrere hundert Menſchen viel zu klein, der Raum vor denſelben iſt zu enge, vor Regen zu wenig Schutz, ſo daß es oft zu eigenthümlichen Scenen kommt, wenn die Leute mit ihren hungrigen Mägen ſich zum Kochen drängen, da gewöhnlich von dem Einhalten einer gewiſſen Reihenfolge nicht die Rede iſt. Freilich verſteht der erſte Steuermann ſolche Scenen durch einen Eimer voll Waſſer baldigſt zu dämpfen, aber ſolche Einrichtung iſt doch jedenfalls zu mangelhaft und ſollte, wenn denn einmal die Reiſenden ihre Lebensmittel kochen wollen und ſollen, für eine zweckmäßigere Sorge getragen werden *). Man wird vielleicht fragen: Wer ſoll das bewerkſtelligen? und ich antworte ganz einfach darauf: Wie die Erfahrung bis in unſere Tage lehrt, ſo hilft das Bemühen der Regierungen, „die Art und Weiſe wie die Auswanderung betrieben werden ſoll, zu regeln," trotz der hier und da erlaſſenen Verordnungen, wenig. Haupt- und Unteragenten ſtellen Bürgſchaften (Kautionen), aber die Sache bleibt faſt — dieſelbe. Weder die belgiſche noch die franzöſiſche Regierung, die doch neben der engliſchen hierbei am meiſten intereſſirt ſein müßten, ſchickt ſich an, ernſtlich Beſſerung eintreten zu laſſen, wenn auch die franzöſiſche Polizei auf ihr hinterbrachte Klagen in Havre zuweilen dem Auswanderer ſchützend zur Seite ſteht. Das Innere ihres Schiffes, die Wohn- und Schlafſtätten ꝛc. werden von Niemandem ernſtlich beſichtigt; höchſtens iſt es ein Paß, den man verlangt und über deſſen Mangel der Reiſende Unannehmlichkeiten erhalten kann. Die amerikaniſche Regierung verlangt nur einen gewiſſen Raum für jeden Reiſenden, unbekümmert, wo und wie dieſer

*) Alle die Unannehmlichkeiten des Kochens werden bei der Fahrt über Bremen vermieden und das iſt ſchon etwas ſehr Erhebliches.

Dutzend kleine Wachskerzen oder Stearinlichter mitzunehmen, wäre es auch nur für etwaige Nothfälle, in die Jeder gerathen kann. Auf dem Verdecke ist kein Licht angebracht. Hier müssen der freundliche Mond und die funkelnden Sterne das mögliche leisten, was auch für zärtlich Liebende seine angenehme Seite hat, da an hellen und ruhigen Abenden auf dem Verdecke ein reges Leben herrscht.

## §. 6.

### Ueber die am Bord sich befindende und nach Amerika reisende Menschenmenge.

Es beschleicht mich eine gewisse Wehmuth, indem ich über die auf unserm Calhoun nach Amerika reisende Menschenmenge diese Zeilen niederschreibe und doch kann ich nicht anders, will ich überhaupt ein wahrheitstreues Bild des Ganzen geben. Es gibt sich unter einem großem Theile derselben leider nur zu klar kund, daß ihnen, außer menschlicher Gestalt, fast Alles abgeht, was zu einem Menschen gehört. Schmutzig und in Lumpen gehüllt sind sie und ihre Kinder, wenn sie deren haben. Unrein ist ihre Lagerstätte; unrein ist es vor derselben, unrein, wo sie Platz gehabt haben. Thun sie den Mund auf, so entströmen demselben Flüche, Grobheiten oder Gemeinheiten. Man mißverstehe mich ja nicht, als wollte ich durch das Gesagte über arme Leute Nachtheiliges bemerken; nein, Arme sind zu achten und besitzen oft mehr inneren Werth und höhere Bildung, als mancher feingestutzte oder modisch gelockte Stutzer. Doch, ich hoffe, der Leser versteht mich und weiß es, auch ohne mich, daß zwischen arm- und gemein- oder roh-sein ein bedeutender Unterschied ist. — Das darf ich dreist behaupten, daß wandernde Haufen von Zigeunern, wie man deren zuweilen in Deutschland sieht, Vieles vor vielen unserer Reisegenossen voraus haben.

Die nun folgende Klasse von Menschen bemüht sich, wenigstens, so weit es in ihren Kräften steht, eine Art

Ordnung zu halten und schmollt über ihre unreinen Mitgenossen, was diese aber mit derben Reden und aufgehobenen Fäusten abwenden möchten. Die Zahl der eigentlich Gebildeten ist sehr gering vertreten.

Der Abstammung nach, so bemerke ich einige wenige Italiener und Franzosen, einige Tyroler und sonstige Oesterreicher, mehrere Schweizer, viele Lothringer und Elsässer, die weder eigentliches Deutsch, noch Französisch sprechen, mehrere aus der bayerischen Rheinpfalz, die mit ihren Kindern dem militärischen Zwange zu entgehen suchen, eine ziemlich große Anzahl Badenser, einige aus dem Großherzogthume Hessen und aus Kurhessen, zu denen sich noch einzelne Preußen gesellen.

Konfessionell finden sich Israeliten, Katholiken und Evangelische am Bord. Die Mehrzahl scheinen die Katholiken zu sein. — Dem Alter nach, so bemerke ich kleine Kinder von einigen Monaten, etwas größere, Knaben, Mädchen, ziemlich viele Jungfrauen, junge Burschen, verheirathete Männer und Weiber, zum Theil mit 5 bis 7 Kindern, auch einige Greise, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, im Alter von 70 Jahren, welche die Sehnsucht zu ihren bereits in Amerika lebenden Kindern führt.

Den Beschäftigungen nach, so sind die meisten Handwerker, wenige Ackerbauer, andere Handarbeiter. Wissenschaftlich gebildete Leute sind außer zwei Franzosen und einem Arzte wenige da *).

Wie sich nun das Leben unter diesen zusammengewürfelten Menschen gestaltet, werde ich unter der Ueberschrift „§. 8. Ueber die Reise von Havre nach New-Orleans," näher darzustellen mich bemühen. Nur sei hier wiederholt bemerkt: Es prüfe sich Jeder ernstlich und überlege es reiflich, besonders, wenn er Familie und noch dazu kleine Kinder hat, bevor er sich den Beschwerden einer so weiten

*) Nach meiner gewonnenen Erfahrung, denn ich bin auf vielen Schiffen gewesen, um mich zu belehren, sieht es auf allen in Betreff der Reisenden dem ähnlich aus, wie es vorstehend angegeben ist.

und mühsamen Reise wie die nach Amerika ist, unterwirft. Er fasse den festen Entschluß, jedem Genusse zu entsagen, sich jeder Unannehmlichkeit zu unterziehen; kurz, er denke sich die Ausführung seines etwaigen Entschlusses so schwierig als nur möglich. Er denke sich in dem Besitze aller Annehmlichkeiten des Lebens, aber er könne keine genießen. Das das Leben eines Zwischendeck-Passagieres! Besonders sogenannte Wohl- und Feinschmecker könnten auf solchen Reisen Manches lernen und sie würden für sie ein gutes Mittel zur Genügsamkeit abgeben, versteht sich, wenn sie im Zwischendecke reisen und sich selbst ihre Speisen kochen. — Wer nun ohne Mittel ist oder nicht wenigstens innigst befreundete Personen in Amerika besitzt, der unterlasse solche Reise ganz und gar *). Doch wie gesagt, unter §. 8. soll noch Weiteres folgen; ich breche darum hier einstweilen ab.

## §. 7.

### Ueber die Mannschaft, welche zu unserm Schiffe gehörte.

So zusammengewürfelt, wie unsere Reisegesellschaft, eben so zusammengewürfelt scheint mir auch die Schiffsmannschaft zu sein. Unser Kapitän ist ein Herr J. Short, ein Amerikaner, dessen Familie zu Boston wohnt, ein Mann in den besten Mannesjahren, wohlgebildet, gefällig, freundlich und immerfort thätig. Er ist die Seele der ganzen Schiffsbemannung. Er ist nur der englischen Sprache mächtig, vielleicht das Einzige, was an ihm zu tadeln sein dürfte. Er ist leutselig gegen die Reisenden, wo Abhilfe nöthig, besorgt, diese zu verschaffen. Er ist ernst, doch menschenfreundlich gegen die ihm untergebenen Steuerleute

*) Trotz solch wahrer Schilderungen, trotz der trüben Verhältnisse, welche in der neuesten Zeit aus der finanziellen Lage entstanden sind, trotz des Krieges und der Arbeitslosigkeit, wird dennoch gar oft auf die leichtfertigste Weise auch jetzt noch mit Weib und Kindern nach Amerika gewandert. Wie viele werden es wohl zu spät bereuen?

und Matrosen. — Nach ihm kommt der erste Steuermann, auch Schiffslieutenant genannt, ein kleiner, kräftiger Mann, der Schnelligkeit der Rede mit Schnelligkeit und Gewandtheit im Handeln verbindet. Er ist der „Ueberall und Nirgends“ und seinen Worten und Wirken folgt von Seite der Matrosen der pünktlichste Gehorsam. Auch er spricht nur Englisch, ist ernst nach Seemannssitte, straft rasch, entbehrt aber auch nicht jenes Gefühl, welches den Mann ziert. Unerbitterlich ist er gegen Schmutz, Streit oder sonstigen Unfug. — Der zweite Steuermann, eine große und kräftige Gestalt, verbirgt hinter scheinbarer Güte derbe Grobheit, deren Folgen die Matrosen durch ihre blauen Male und verbundenen Köpfe mehrfach bewahrheiten. Dennoch weiß er sich dem weiblichen Geschlechte gegenüber, man sollte es kaum glauben, eine Art von Beliebtheit zu erwerben, so, daß es ihm an Schätzen nicht fehlt. Er spricht Englisch und ganz wenig Deutsch. — Die Matrosen sind zum Theil Neger, zum Theil braune und weiße Leute. Letztere üben eine Art Oberherrschaft über die anders gefärbten aus, was sich die farbigen auch gefallen lassen. Sie erkennen dadurch gleichsam die Ueberlegenheit der Weißen über die Schwarzen an. Selbst von dem Schiffsjungen, der ein weißer (aus Liverpool) ist, lassen sie sich Grobheiten gefallen. Es sind lauter kräftige Gestalten. Aus den Augen der meisten leuchtet eine gewisse Gutmüthigkeit und Lüsternheit. Nach Branntwein sind sie fortwährend begierig, weniger machen sie sich aus Wein. Ihre Zahl beträgt 15. Außerdem verrichten noch ein Italiener, zwei Franzosen und ein Elsäßer Matrosendienste für die freie Ueberfahrt. Ein Mainzer macht für dieselbe den Schiffszimmermann, was ihm aber wegen Unkenntniß des Englischen sehr schwer fällt und manchen Rippenstoß einbringt. Ein Arzt hat mit seiner Frau freie Ueberfahrt in zweiter Kajüte und den Tisch mit dem zweiten Steuermanne ꝛc. für seine etwa erforderlichen Dienste. — Der Koch des Kapitäns ist auch ein Neger, eine gutmüthige Seele und im Kochen geschickt. Sein Dienst ist schwer. Er

hat von Morgens 5 bis Abends 10 auch 11 Uhr in der Küche zu thun und für den Tisch des Kapitäns, der Steuerleute, Matrosen und der ersten Kajütpassagiere zu sorgen. Außerdem kocht er noch die Speisen mancher Mitreisenden gegen eine angemessene Vergütung. Unsere Köche und Köchinnen könnten von ihm lernen. Ihm zur Seite steht ein Aufwärter (Stewart, spr. Stuhrt) des Kapitäns, der auch mit kochen hilft und besonders für Bäckereien ꝛc. Sorge zu tragen hat. Er ist ein Franzose, ein gutmüthiges, aber dabei verschmitztes Kerlchen, der auch etwas Englisch und wenig Deutsch spricht. Koch und Aufwärter theilen gewöhnlich, was sie von den Reisenden für das Kochen erhalten, gemeinschaftlich, und ist ihnen solcher Verdienst gern zu gönnen, denn ihr Dienst ist schwer, besonders bei Sturm und Unwetter und an heißen Tagen. — Eine Art Haushälterin oder wie man sie sonst nennen will (eine Irländerin) besorgt die Zimmer und Betten des Kapitäns, der Steuerleute und der Passagiere der ersten Kajüte. Auch macht sie hin und wieder die Aufwärterin bei kranken Kindern.

Im Ganzen genommen blieb das Verhältniß zwischen den Reisenden und der Schiffsmannschaft ein leidliches. Wenn auch einige klagen, so haben sie dazu wohl gar oft selbst Veranlassung gegeben, da sie theils die Reinlichkeit zu wenig handhabten, zum Theil aus ihrer Unkunde in der englischen Sprache sich Mißverständnisse zu leicht ergaben. Ich für meinen Theil kann über Niemanden klagen, muß vielmehr allen das Zeugniß geben, daß sie mir so zuvorkommend und gefällig waren, als es auf einem solchen Schiffe und in solcher Umgebung nur möglich ist. Auch die Reisegesellschaft behandelte die Meinen und mich zuvorkommend und freundlich. Mein Englisch war hier Gold werth, wie in Frankreich mein Französisch. Ich kann darum hier die Bemerkung nicht unterlassen: Sorge man doch zu Hause mit allem Ernste dafür, daß die jungen Leute sich einige Kenntniß in der französischen und englischen Sprache erwerben, wenn sie je die Reise nach Amerika machen sollen oder

wollen. Sie werden schon auf der Reise die Procente davon in reichlichem Maße ernten, der sonstigen Annehmlichkeiten nicht zu gedenken, welche ihnen die Kenntniß dieser beiden Sprachen auf der Reise gewähren wird. Man sage doch nicht, auch andere haben die Reise gemacht, ohne Englisch und Französisch zu verstehen; das Geld kann man zu besseren Zwecken benutzen. Würden sie sehen, wie Andere geprellt wurden, wie sie blaue Flecken erhielten u. dgl. m., so würden sie nicht so — einfältig plaudern.

## §. 8.

### Ueber die Reise von Havre nach New-Orleans.

Es war also am 27. Oktober, als in der Nähe des John C. Calhoun und auf ihm selbst eine ganz außerordentliche Thätigkeit herrschte. Hatte man schon am 25. und 26. eine Unsumme von Kisten und Kasten,*) von Fässern (mit Wasser für die Ueberfahrt), Waaren, Kies als Ballast 2c. auf das Schiff gebracht, so wurde an diesem Tage eifrigst damit fortgefahren, denn es war Ernst und nach einigen Stunden schon sollte das Fahrzeug in See gehen. Jeder Reisende hatte für das Einladen seiner Reiseeffekten selbst zu sorgen. Hatten die Arbeiter schon am 25. und 26. die Leute geprellt; so erreichte dieses am 27. die Glanzstufe. Kaum eine Summe war ihnen hoch genug für irgend welche Dienstleistung.**) Auf die rascheste Weise wurden durch Maschinen und Menschenhände noch Lebensmittel und tausenderlei andere Dinge auf das Schiff gebracht. Die Taue

*) Seit etwa 8 Tagen hatten dieselben unter dicken Tüchern, vor Regen geschützt, vor dem Schiffe gelegen, denn die französischen Zollbeamten dulden nicht, die Koffer 2c. ohne vorherige Oeffnung, Durchsuchung und etwaige Verzollung in die Wirthshäuser mitzunehmen. Auf das Schiff darf alles Mögliche, aber nicht von demselben in die Stadt ohne jene Umstände. Uebersehe man doch das nicht!

**) Der Denkende wird so vorsichtig sein, mit einem Arbeiter vorher auszumachen, was er an ihn zu zahlen habe, wenn er ihm dieses oder das auf das Schiff oder von demselben an Ort und Stelle bringt.

bekamen diesen oder jenen Aufenthaltsort, die Segel wurden in Bereitschaft gelegt ꝛc. Gegen 10 Uhr etwa knarrte es vom Drehen der Winden ꝛc. Die gewöhnlichen Klänge, welche die Matrosen bei ihren Arbeiten anzustimmen pflegen, wenn ein Schiff in See gehen soll, ertönten munter und kraftvoll, dazwischen vernahm man die fortwährenden Befehle des ersten Steuermanns. Das Schiff setzte sich nach und nach in Bewegung und rückte langsam im Hafen vorwärts. Zuweilen hielt es an, wo dann noch in der Geschwindigkeit Reisende, Lebensmittel, Koffer ꝛc. aufgenommen wurden. Bei diesen Dienstleistungen wurden die Reisenden fast von Jedem, der irgend etwas für sie verrichtete, noch gehörig übernommen. Den Einen ließ man einige Franken bezahlen, weil sein Paß so schnell visirt worden war, was doch die französische Polizei umsonst thut; Andere mußten 3—4 Franken geben, weil man sie so schnell habe befördern lassen; ein Dritter war bei einem Koffer behilflich gewesen und konnte seine Arbeit nicht unter 3—4 Franken gethan haben; einem Andern hing man in aller Eile noch Lebensmittel um jeden Preis auf und was dergleichen mehr ist. Am übelsten waren die daran, welche sich in einem Nachen an das vom Ufer etwas entfernte Schiff hatten fahren lassen, um ja auch noch mitgenommen zu werden. Dieses Anfahren kostete à Person 10 Franken.

Es ließe sich noch eine ganze Litanei solcher Unerquicklichkeiten vorführen, doch das Gesagte sei genug. Die Frage kann ich indeß hier nicht unterlassen: Wen trifft die Schuld solcher Unannehmlichkeiten und solcher meist unnöthigen Ausgaben? — Niemanden anders, als die Reisenden selbst. Hätten sie, da manche von ihnen erst an diesem 27. Oktober Morgens um 9 Uhr in Havre angekommen waren, die sofortige Einschiffung auf dem Calhoun verweigert und selbst auf Kosten ihrer Agenten*), wie es in dem Vertrage heißt,

* Außer dem von mir für gut bezeichneten Rhederhause Bielefeld u. Comp. ist auch, wie ich von vielen Reisenden hörte, das von G. L. Schlößmann in Mainz mit gutem Gewissen zu empfehlen.

ken treten oder unternehmende Männer (hier könnten die Bremer und Hamburger sich auszeichnen) im Vereine mit den Regierungen Abhilfe verschaffen.

Ich machte unserm sehr menschenfreundlichen Kapitäne (weiter unten wird von ihm noch die Rede sein) meine Bemerkungen über das Feuchte, Dunkle, Ungesunde ꝛc. der Plätze im Keller und er gab mir die allerdings sehr richtige Antwort: „Warum nehmen die Leute solche Plätze an? Ich habe sie nicht gerufen. Es ist Ihre Sache, ob ihnen dieselben gut genug sind oder nicht. Sie sollen selbst vorher sehen und nicht nehmen, was ihnen nicht gefällt, oder für ihre Gesundheit nachtheilig ist. Sie selbst tragen die Schuld, nicht ich.“ Sobald also die Menschen aufhören werden, solch' viehartige Wohnstätten für schweres Geld gut genug zu finden, alsobald wird man aufhören, ja aufhören müssen, ihnen derartige auch nur anzubieten. Es wird und muß dann der betreffende Konsul (wozu wäre er sonst da, doch nicht etwa blos der Pässe oder eines verdächtigen Menschen wegen?) schon Abhilfe verschaffen. Doch, wie bemerkt, bis jetzt sind sehr viele Leute zu roh, zu ungebildet und finden sich desto wohler, je tiefer sie im Schmutze stecken. Einem Gebildeten wird man Derartiges nie mehr zumuthen.

Auf noch einen wesentlichen Punkt muß ich hier zurückkommen, ich meine „Licht.“ Licht befindet sich allerdings im Zwischendecke, doch erleuchten die wenigen angeschlossenen Laternen (irre ich nicht, so sind deren drei für das ganze Zwischendeck) dasselbe zu wenig; im Keller ist gar nur eine. Gebildete Leute dürfen nun allerdings nach bei'm Kapitän eingeholter Erlaubniß ihr eigenes Licht in einer Laterne brennen, doch weiß das Mancher nicht oder hält sich an den in seinem Vertrage stehenden Worten: „Licht wird von Seite des Schiffes gestellt“ und nimmt weder Laterne noch Licht mit. Ich rathe daher Jedem, der als vernünftiger Mensch mit einem Lichte gut umzugehen versteht, sich eine Laterne, die er aufhängen kann, und einige

Dutzend kleine Wachskerzen oder Stearinlichter mitzunehmen, wäre es auch nur für etwaige Nothfälle, in die Jeder gerathen kann. Auf dem Verdecke ist kein Licht angebracht. Hier müssen der freundliche Mond und die funkelnden Sterne das mögliche leisten, was auch für zärtlich Liebende seine angenehme Seite hat, da an hellen und ruhigen Abenden auf dem Verdecke ein reges Leben herrscht.

## §. 6.

### Ueber die am Bord sich befindende und nach Amerika reisende Menschenmenge.

Es beschleicht mich eine gewisse Wehmuth, indem ich über die auf unserm Calhoun nach Amerika reisende Menschenmenge diese Zeilen niederschreibe und doch kann ich nicht anders, will ich überhaupt ein wahrheitstreues Bild des Ganzen geben. Es gibt sich unter einem großem Theile derselben leider nur zu klar kund, daß ihnen, außer menschlicher Gestalt, fast Alles abgeht, was zu einem Menschen gehört. Schmutzig und in Lumpen gehüllt sind sie und ihre Kinder, wenn sie deren haben. Unrein ist ihre Lagerstätte; unrein ist es vor derselben, unrein, wo sie Platz gehabt haben. Thun sie den Mund auf, so entströmen demselben Flüche, Grobheiten oder Gemeinheiten. Man mißverstehe mich ja nicht, als wollte ich durch das Gesagte über arme Leute Nachtheiliges bemerken; nein, Arme sind zu achten und besitzen oft mehr inneren Werth und höhere Bildung, als mancher feingestutzte oder modisch gelockte Stutzer. Doch, ich hoffe, der Leser versteht mich und weiß es, auch ohne mich, daß zwischen arm- und gemein- oder roh-sein ein bedeutender Unterschied ist. — Das darf ich dreist behaupten, daß wandernde Haufen von Zigeunern, wie man deren zuweilen in Deutschland sieht, Vieles vor vielen unserer Reisegenossen voraus haben.

Die nun folgende Klasse von Menschen bemüht sich, wenigstens, so weit es in ihren Kräften steht, eine Art

Ordnung zu halten und schmollt über ihre unreinen Mitgenossen, was diese aber mit derben Reden und aufgehobenen Fäusten abwenden möchten. Die Zahl der eigentlich Gebildeten ist sehr gering vertreten.

Der Abstammung nach, so bemerke ich einige wenige Italiener und Franzosen, einige Tyroler und sonstige Oesterreicher, mehrere Schweizer, viele Lothringer und Elsässer, die weder eigentliches Deutsch, noch Französisch sprechen, mehrere aus der bayerischen Rheinpfalz, die mit ihren Kindern dem militärischen Zwange zu entgehen suchen, eine ziemlich große Anzahl Badenser, einige aus dem Großherzogthume Hessen und aus Kurhessen, zu denen sich noch einzelne Preußen gesellen.

Konfessionell finden sich Israeliten, Katholiken und Evangelische am Bord. Die Mehrzahl scheinen die Katholiken zu sein. — Dem Alter nach, so bemerke ich kleine Kinder von einigen Monaten, etwas größere, Knaben, Mädchen, ziemlich viele Jungfrauen, junge Burschen, verheirathete Männer und Weiber, zum Theil mit 5 bis 7 Kindern, auch einige Greise, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, im Alter von 70 Jahren, welche die Sehnsucht zu ihren bereits in Amerika lebenden Kindern führt.

Den Beschäftigungen nach, so sind die meisten Handwerker, wenige Ackerbauer, andere Handarbeiter. Wissenschaftlich gebildete Leute sind außer zwei Franzosen und einem Arzte wenige da *).

Wie sich nun das Leben unter diesen zusammengewürfelten Menschen gestaltet, werde ich unter der Ueberschrift „§. 8. Ueber die Reise von Havre nach New-Orleans," näher darzustellen mich bemühen. Nur sei hier wiederholt bemerkt: Es prüfe sich Jeder ernstlich und überlege es reiflich, besonders, wenn er Familie und noch dazu kleine Kinder hat, bevor er sich den Beschwerden einer so weiten

*) Nach meiner gewonnenen Erfahrung, denn ich bin auf vielen Schiffen gewesen, um mich zu belehren, sieht es auf allen in Betreff der Reisenden dem ähnlich aus, wie es vorstehend angegeben ist.

und mühsamen Reise wie die nach Amerika ist, unterwirft. Er fasse den festen Entschluß, jedem Genusse zu entsagen, sich jeder Unannehmlichkeit zu unterziehen; kurz, er denke sich die Ausführung seines etwaigen Entschlusses so schwierig als nur möglich. Er denke sich in dem Besitze aller Annehmlichkeiten des Lebens, aber er könne keine genießen. Das das Leben eines Zwischendeck-Passagieres! Besonders sogenannte Wohl- und Feinschmecker könnten auf solchen Reisen Manches lernen und sie würden für sie ein gutes Mittel zur Genügsamkeit abgeben, versteht sich, wenn sie im Zwischendecke reisen und sich selbst ihre Speisen kochen. — Wer nun ohne Mittel ist oder nicht wenigstens innigst befreundete Personen in Amerika besitzt, der unterlasse solche Reise ganz und gar *). Doch wie gesagt, unter §. 8. soll noch Weiteres folgen; ich breche darum hier einstweilen ab.

## §. 7.

### Ueber die Mannschaft, welche zu unserm Schiffe gehörte.

So zusammengewürfelt, wie unsere Reisegesellschaft, eben so zusammengewürfelt scheint mir auch die Schiffsmannschaft zu sein. Unser Kapitän ist ein Herr J. Short, ein Amerikaner, dessen Familie zu Boston wohnt, ein Mann in den besten Mannesjahren, wohlgebildet, gefällig, freundlich und immerfort thätig. Er ist die Seele der ganzen Schiffsbemannung. Er ist nur der englischen Sprache mächtig, vielleicht das Einzige, was an ihm zu tadeln sein dürfte. Er ist leutselig gegen die Reisenden, wo Abhilfe nöthig, besorgt, diese zu verschaffen. Er ist ernst, doch menschenfreundlich gegen die ihm untergebenen Steuerleute

*) Trotz solch wahrer Schilderungen, trotz der trüben Verhältnisse, welche in der neuesten Zeit aus der finanziellen Lage entstanden sind, trotz des Krieges und der Arbeitslosigkeit, wird dennoch gar oft auf die leichtfertigste Weise auch jetzt noch mit Weib und Kindern nach Amerika gewandert. Wie viele werden es wohl zu spät bereuen?

und Matrosen. — Nach ihm kommt der erste Steuermann, auch Schiffslieutenant genannt, ein kleiner, kräftiger Mann, der Schnelligkeit der Rede mit Schnelligkeit und Gewandtheit im Handeln verbindet. Er ist der „Ueberall und Nirgends“ und seinen Worten und Wirken folgt von Seite der Matrosen der pünktlichste Gehorsam. Auch er spricht nur Englisch, ist ernst nach Seemannssitte, straft rasch, entbehrt aber auch nicht jenes Gefühl, welches den Mann ziert. Unerbitterlich ist er gegen Schmutz, Streit oder sonstigen Unfug. — Der zweite Steuermann, eine große und kräftige Gestalt, verbirgt hinter scheinbarer Güte derbe Grobheit, deren Folgen die Matrosen durch ihre blauen Male und verbundenen Köpfe mehrfach bewahrheiten. Dennoch weiß er sich dem weiblichen Geschlechte gegenüber, man sollte es kaum glauben, eine Art von Beliebtheit zu erwerben, so, daß es ihm an Schätzen nicht fehlt. Er spricht Englisch und ganz wenig Deutsch. — Die Matrosen sind zum Theil Neger, zum Theil braune und weiße Leute. Letztere üben eine Art Oberherrschaft über die anders gefärbten aus, was sich die farbigen auch gefallen lassen. Sie erkennen dadurch gleichsam die Ueberlegenheit der Weißen über die Schwarzen an. Selbst von dem Schiffsjungen, der ein weißer (aus Liverpool) ist, lassen sie sich Grobheiten gefallen. Es sind lauter kräftige Gestalten. Aus den Augen der meisten leuchtet eine gewisse Gutmüthigkeit und Lüsternheit. Nach Branntwein sind sie fortwährend begierig, weniger machen sie sich aus Wein. Ihre Zahl beträgt 15. Außerdem verrichten noch ein Italiener, zwei Franzosen und ein Elsäßer Matrosendienste für die freie Ueberfahrt. Ein Mainzer macht für dieselbe den Schiffszimmermann, was ihm aber wegen Unkenntniß des Englischen sehr schwer fällt und manchen Rippenstoß einbringt. Ein Arzt hat mit seiner Frau freie Ueberfahrt in zweiter Kajüte und den Tisch mit dem zweiten Steuermanne ꝛc. für seine etwa erforderlichen Dienste. — Der Koch des Kapitäns ist auch ein Neger, eine gutmüthige Seele und im Kochen geschickt. Sein Dienst ist schwer. Er

hat von Morgens 5 bis Abends 10 auch 11 Uhr in der Küche zu thun und für den Tisch des Kapitäns, der Steuerleute, Matrosen und der ersten Kajütpassagiere zu sorgen. Außerdem kocht er noch die Speisen mancher Mitreisenden gegen eine angemessene Vergütung. Unsere Köche und Köchinnen könnten von ihm lernen. Ihm zur Seite steht ein Aufwärter (Stewart, spr. Stiuhrt) des Kapitäns, der auch mit kochen hilft und besonders für Bäckereien ꝛc. Sorge zu tragen hat. Er ist ein Franzose, ein gutmüthiges, aber dabei verschmitztes Kerlchen, der auch etwas Englisch und wenig Deutsch spricht. Koch und Aufwärter theilen gewöhnlich, was sie von den Reisenden für das Kochen erhalten, gemeinschaftlich, und ist ihnen solcher Verdienst gern zu gönnen, denn ihr Dienst ist schwer, besonders bei Sturm und Unwetter und an heißen Tagen. — Eine Art Haushälterin oder wie man sie sonst nennen will (eine Irländerin) besorgt die Zimmer und Betten des Kapitäns, der Steuerleute und der Passagiere der ersten Kajüte. Auch macht sie hin und wieder die Aufwärterin bei kranken Kindern.

Im Ganzen genommen blieb das Verhältniß zwischen den Reisenden und der Schiffsmannschaft ein leidliches. Wenn auch einige klagen, so haben sie dazu wohl gar oft selbst Veranlassung gegeben, da sie theils die Reinlichkeit zu wenig handhabten, zum Theil aus ihrer Unkunde in der englischen Sprache sich Mißverständnisse zu leicht ergaben. Ich für meinen Theil kann über Niemanden klagen, muß vielmehr allen das Zeugniß geben, daß sie mir so zuvorkommend und gefällig waren, als es auf einem solchen Schiffe und in solcher Umgebung nur möglich ist. Auch die Reisegesellschaft behandelte die Meinen und mich zuvorkommend und freundlich. Mein Englisch war hier Gold werth, wie in Frankreich mein Französisch. Ich kann darum hier die Bemerkung nicht unterlassen: Sorge man doch zu Hause mit allem Ernste dafür, daß die jungen Leute sich einige Kenntniß in der französischen und englischen Sprache erwerben, wenn sie je die Reise nach Amerika machen sollen oder

Dazwischen das fortwährende Leuchten des Blitzes von allen Seiten, das Brüllen und Krachen des Donners. Alles zieht sich in's Zwischendeck zurück. Manches ängstliche Gemüth, das Abends vorher aus voller Kehle „Rinaldo Rinaldini" gesungen, hofft jetzt durch Herplappern von Gebeten den Gott des Donners zu beschwören. Heftiger Regen, der, so weit als möglich, in Fässern aufgefangen wird, erfolgt. Die Thätigkeit der Schiffsleute ist sehr groß. Kapitän, Steuerleute und Matrosen fliegen bald rechts, bald links, die Segel werden abgerafft, wieder aufgehißt, anders gewendet, wie es der Wechsel des Windes, der bald von dieser, bald von jener Seite bläst, gebietet. Sie scheuen weder Sturm noch Regen, weder Blitz noch Donner. Kurz vor 11 Uhr Nachts sind noch 8 bis 10 Mann ganz oben am Hauptmaste beschäftigt, um Schiff und Menschen durch Anstrengung und Klugheit möglicher Weise vor den Gefahren des Sturmes und Unwetters sicher zu stellen. Diese Neger, so hoch in der Luft, zuweilen von einem zuckenden Blitzstrahle beleuchtet, machten einen eigenthümlichen Eindruck. Schauerlich klangen dazwischen die fortwährenden Befehlsrufe des Kapitäns und das Echo derselben von Seite der Steuerleute. Endlich gegen 11½ Uhr legt sich das Unwetter, der Mond tritt in vollem Glanze hervor, das Meer besänftigt sich und kraftvoll durchschneidet unser Calhoun die Wogen. Die Gefahr ist glücklich vorüber*).

Der folgende Tag, Montag, 7. November, ist ein herrlicher Tag auf dem Meere. Heiter wie die Strahlen der Sonne sieht es auf dem Gesichte der Menschen aus. Dabei bläst der Wind kräftig in 18 aufgespannte Segel. Leider wäre dieser Tag fast durch eine Prügelei zwischen dem ersten Steuermanne und einem Reisenden getrübt worden, doch durch noch rechtzeitige Klugheit von beiden Seiten und durch Vermittelung einiger besonnenen Männer wurde der schon

*) Ich betrachtete die ganze Scene aus der Thüre meiner Cajüte, und werde die schauerlich-schönen Eindrücke, so lange ich lebe, nicht vergessen. Es war wirklich etwas Großartiges.

begonnene Faustkampf, der in eine Messerschlacht überzugehen drohte, noch gütlich beigelegt, was innige Freude von allen Seiten verursachte. — Auf dem Verdecke wurden durch die Matrosen Segel ausgebessert, wodurch die Reisenden sehr im Raume beeinträchtigt wurden, zumal die ausgedehnte Vollmacht der Schiffsmannschaft wenig Widerspruch gestattet. — Die Nacht ist günstig und das Schiff geht am 8. Vormittags 11 Uhr bereits an den Azoren, wie der Kapitän einigen von uns mittheilt, vorüber.

Der Gesundheitszustand ist trotz des großen Schmutzes, der von vielen Reisenden veranlaßt wird, trotz der mannigfachen Entbehrungen und Unbequemlichkeiten ziemlich gut. Schwererkrankte finden sich nicht am Bord, mit Ausnahme einiger schwächlichen Frauen und kleinen Kinder. In der Nacht vom 8. auf den 9. fordert plötzlich der Tod ein Opfer. Ein Mitreisender ruft um Mitternacht den in meiner Kajüte mitwohnenden Arzt zu schleuniger Hilfe. Ein Mann, so heißt es, leidet am Blutsturze. Der Arzt eilt hin. Der Leidende liegt bereits am Vordertheile des Schiffes, wohin er sich noch vor wenigen Minuten geschleppt hat, rettungslos. Der Puls geht noch, wird aber schwächer und schwächer. Nach wenigen Minuten ist er — nicht mehr! Neben ihm liegt eine große Lache Bluts. Die Frau jammert und wehklagt, daß es zum Erbarmen ist; dazu das herzzerreißende Schreien ihrer 3 kleinen Kinder. Alles das mitten in der Nacht, auf einem Schiffe, mitten auf dem Meere! — Raum und Gelegenheit zum Nachdenken für Viele — — Dieser Todesfall machte einen peinlichen Eindruck auf alle Mitreisenden. Bei weiterem Sprechen über denselben wird behauptet, es habe dieser Mann bereits auf der Reise nach Havre und in Havre selbst mehrfach am Blutsturze gelitten. Ich erfahre nach weiterer Erkundigung am Tage, den 9. November, daß der Verstorbene Adam Schneider geheißen habe und in Nackenheim, Provinz Rheinhessen, wohnhaft gewesen sei. Der Schrecken der Leute mildert sich nach und nach. Man sieht ein, daß dieser Todes-

soll auch auf dem Lande hätte vorkommen können und daß er keineswegs durch das Fahren auf dem Schiffe veranlaßt worden sei. Sie gehen ihren Geschäften nach, welche hier nur im Reinigen und Kochen bestehen. Nachmittags erklärte der Kapitän, die Leiche solle gegen 5 Uhr begraben, d. h. in's Meer gesenkt werden. Die Vorbereitungen hierzu werden getroffen und bestehen einfach in Folgendem: Der zweite Steuermann nahm ein Stück altes Segeltuch, legte in dasselbe einige schwere Steine und nähete die Leiche sammt jenen fest ein. Nachdem dieses geschehen, wurde dieselbe auf ein großes Brett gelegt und vom Vordertheile des Schiffes durch 2 Matrosen in die Mitte desselben getragen. Da der Kapitän, wie schon bemerkt, der deutschen Sprache nicht mächtig war, so übernahm es auf seinen Wunsch ein Deutscher, einige Worte über den unerwarteten Todesfall zu der versammelten Menge zu sprechen und sie dann zu einem frommen Gebete für den Verstorbenen aufzufordern. Nachdem derselbe geendet, wurde auf ein von ihm gegebenes Zeichen die Leiche in's Meer gesenkt. — Das Ganze ging, trotz der Einfachheit, zu der uns unsere Lage nöthigte, so zu, daß manche Thräne floß.

An diesem Tage ging es ernst auf dem Schiffe zu. Das Singen und Jubiliren war den meisten nach diesem Vorfalle vergangen. Doch, es war nicht anders und jeder sah ein, daß der Tod den Gestorbenen auch auf dem Festlande hätte ereilen können; muß ja alles, was geboren ist, sterben. Das Meer und die Fahrt auf demselben waren nicht Schuld. Ruhe und ernste Heiterkeit kehrten nach und nach zurück.

Wie Leben und Tod neben einander sind und wie auf den Tod Geburten folgen, so ging es auch auf unserm Calhoun zu. Kaum 24 Stunden nachher, als unser Todter in das Meer gesenkt worden war, wird der Arzt gerufen und es heißt, „im Keller ist so eben ein Frauenzimmer von einem Knaben entbunden worden.“ Eine Hebamme war glücklicher Weise auf dem Schiffe und als der Arzt hinkommt, ist schon Alles in Ordnung. Nur Licht wird ge-

wünscht, welches der Kapitän auch bewilligt, denn die eine Laterne im Keller reicht ja nicht einmal nothdürftig aus und die Leute besitzen kein eigenes Licht. Trotz der sehr dumpfen Wohnung sind Mutter und Söhnlein wohl auf. Es ergibt sich, daß der Vater des Kindes anwesend ist. Er bekennt sich als solchen, leistet der Mutter bereitwilligst Dienste und sagt, daß er sich noch in Havre habe kopuliren lassen wollen, das Schiff aber bereits 2 Stunden nach seiner Ankunft daselbst abgesegelt sei. Sei es möglich, auf dem Schiffe von Seite des Kapitäns kopulirt zu werden, so sei er dazu bereit, sobald seine Braut soweit hergestellt sei, um auf das Verdeck zu gehen und diese Handlung mit sich vornehmen lassen zu können. Es verbreitet sich dieses Vorhaben bald unter den Mitreisenden; der Kapitän erfährt es und erklärt seine Bereitwilligkeit. Einige scheinbar überfromme Oesterreicher und Schweizer, von denen aber, beiläufig gesagt, mehrere Paare in sogenannter wilder Ehe leben, schütteln den Kopf, während die, welche am linken Rheinufer wohnten, Franzosen, Bayern, Rheinhessen und auch die Badenser das Vorhaben dieses Paares nur angemessen finden. Kopulire ja in der Heimath der Bürgermeister gesetzlich, warum solle der Kapitän nicht dasselbe Recht haben? Es könne sich ja später das Paar in Amerika kirchlich einsegnen lassen ꝛc. Doch man sprach bald nicht mehr von der Sache und beobachtete fort und fort, ob das Schiff gut laufe, aß, kehrte nach und nach fleißiger an seinen Bettstellen herum, forschte nach, wer schmutzig sei, suchte diese zur Reinlichkeit anzuhalten, und als dies nicht gelingen wollte, wurden sie, namentlich einmal alle Kellerbewohner damit gestraft, daß man ihnen für den ganzen Tag das Wasser entzog, bestellte unter sich Aufseher, um so selbst die schmutzigsten Leute wenigstens etwas mehr zur Reinlichkeit gleichsam zu zwingen.

Eine wohlthätige Veränderung für die Zwischendeckreisenden war es am 13. November, daß sie alle ihre Betten und Strohsäcke auf's Verdeck bringen mußten. Dadurch

kam andere Luft in's Zwischendeck. Man konnte, man mußte sauber kehren, denn es zeigte sich genau, wo die größten Schweine waren. Dasselbe geschah am 14. mit den Betten der Kellerbewohner und hatte dieselben wohlthätigen Folgen. Leider erlaubte ein eintretender Regen nicht, dieselben bis gegen Abend oben zu lassen.

Vom 13. November an war der Wind nicht günstig und blieb leider mit kleinen Unterbrechungen so mehrere Tage, was denen, die in 30 Tagen die Fahrt zu Ende gebracht glaubten, diese Hoffnung nahm und das um so mehr, als der Kapitän am 15. mehreren zu verstehen gab, daß wir noch lange günstigen Wind haben müßten, wenn die Reise von heute an in 25—30 Tagen zu Ende geführt werden sollte.

Freitag, der 17., war nach einer sehr stürmischen Nacht wieder ein noch mehr stürmischer Tag. Viele Leute wurden auf's Neue unwohl und mußten theilweise das Bett hüten. Meine gute Frau gehörte leider immer zu denen, welche unwohl wurden, sobald das Wetter und der Wind tobten. Meinen Kindern und mir ging es leidlich, mit Ausnahme unsers jüngsten Kindes, welches, vermuthlich in Folge des Zahnens, in diesen Tagen ernstlich erkrankt war. Dieser Tag sollte noch durch die auffallende Rohheit des zweiten Steuermannes bemerklicher gemacht werden. Er schlug nämlich zweien Matrosen (Negern) mit einem Klöpfel tiefe Löcher in den Kopf und zwar dem einen am vorderen Mastbaume mit solcher Kraft, daß derselbe vom Dache der Matrosenkajütte auf das Verdeck halb todt herabfiel. Alle Reisenden waren ob solcher Unmenschlichkeit tief entrüstet. Der erste Steuermann machte dem zweiten Vorwürfe und als der Kapitän das Geschehene erfuhr, gab es scharfe Worte, unter der beigefügten Drohung, daß, käme es wieder vor, er, der Steuermann, durchgeprügelt werden würde. Dennoch schwieg dieser Mensch nicht und ich bewunderte mit vielen Andern die männliche Ruhe und das Menschlichkeitsgefühl des Kapitäns. — Rohe Menschen bleiben unter jeder Hülle roh, so auch jener Steuermann.

## §. 9.

### Eine Hochzeit auf dem John C. Calhoun.

Unterdessen erschien der 19. November, ein Sonntag. Die Sonne ging freundlich lächelnd im fernen Osten auf und stimmte der heitere blaue Himmel, die erquickende, keineswegs drückende Sonnenwärme auf unserm Calhoun die Menge sonntäglich. Schon früh ward es wach auf dem Verdecke, denn man war froh, der dumpfen Luft im Zwischendecke und im Keller für einige Zeit entrinnen zu können. Mancher hätte schon weit lieber die Nächte schlafend auf dem Verdecke zugebracht, was indeß klüglich vom Kapitäne und ersten Steuermanne nicht zugegeben wurde. Kaffee oder Morgensuppe wurde bereitet. Viele saßen mit Gebet- oder Gesangbüchern auf dem Verdecke und hatten reinliche Hemden angezogen, um sich gemüthlich des Tages des Herrn zu erfreuen. An das, was dieser Tag bringen sollte, an eine Hochzeit, dachten ernstlich die Wenigsten. Gegen 10 Uhr etwa erkundigte sich der Kapitän, ob das Brautpaar noch geneigt sei, sich kopuliren zu lassen und ob der Zustand es erlaube, daß dieses heute geschehe. Der Arzt und sonstige Boten wurden in den Keller entsendet, um nähere Nachrichten darüber zu bringen. Der erstere erklärte den Gesundheitszustand für geeignet, um heute die Kopulation vorzunehmen. Der Bräutigam wurde herbeigerufen und ihm ernstlich die Frage vorgelegt, ob er darauf beharre, daß die Kopulation auf dem Schiffe vorgenommen werde? Er bejahte dieses für sich und im Namen seiner Braut. Man bedeutete ihm nun, daß er sich und jene, so gut es eben gehe, zu der Feier festlich herausputzen möge. Der Kapitän bewilligte ihm hierzu besonders eine Laterne, da es ohne solche im Keller nicht anging. Es wurde nun noch für vier Paare Sorge getragen, welche als Brautführer dienen sollten. Auch diese putzten sich, wie denn überhaupt alle, denen es möglich war, denn man sah nun ein, daß dieser Sonntag noch ein besonders festlicher

werden würde. Auf Nachforschen fand sich, daß auch 4 Musikanten am Bord waren. Auch diese wurden aufgefordert, ihre Instrumente in Ordnung zu bringen. Es waren ein Geiger, ein Klarinet-, ein Flöten- und ein Hornbläser. Sie versuchten, zusammen zu spielen und es gelang ihnen bei ihren Proben im Keller. Der Kapitän wurde von Allem in Kenntniß gesetzt und beauftragte nun einen Deutschen, da er dieser Sprache nicht mächtig war, in seinem Namen und an seiner Seite die Kopulation vorzunehmen, wozu sich jener auch bereit erklärte. Der Deutsche ließ sich nun die Musikanten an die rechte Seite der Kapitänskajüte mit ihren Instrumenten aufstellen. Zweien Paaren der Brautführer wurden ihre Plätze rechts, zweien links vor derselben angewiesen. Der Platz in der Mitte beider ward für das Brautpaar bestimmt. Diesem gegenüber stand der vom Kapitän bestimmte Deutsche und jener selbst, und hinter diesen beiden die eigentlichen Zeugen. Hinter dem Brautpaare und den Brautführern Alle, die nur irgends abkommen konnten. Im feierlichen Marsche, unter Begleitung der Musik stellten sich Alle, wie angegeben, auf. Der kopulirende Deutsche sprach darauf ungefähr folgende Worte:

Verehrte Reisegenossen!

Hat uns vor nicht langer Zeit ein trauriges Ereigniß zusammengeführt (ich meine die Versenkung des verstorbenen Ad. Schneider), so ist es dagegen heute ein freudiges. Herr Anton Kern aus Schutterthal im Großherzogthume Baden, hat das Verlangen ausgesprochen, mit der schon lange von ihm geliebten Brigitta Schmidt von da, kopulirt zu werden. Sollten wir länger anstehen, den Wunsch der beiden Liebenden zu vollziehen, da der Kapitän des Schiffes hierzu gleich den Civilbeamten Frankreichs und der angrenzenden Provinzen Deutschlands volle Berechtigung hat? — Da der Herr Kapitän Short der deutschen Sprache nicht mächtig ist, so hat er mir den ehrenvollen Auftrag gegeben, in seinem Namen und an seiner Seite die Kopulation zu vollziehen.

Wichtig bleibt dieses Ereigniß und ganz übereinstimmend mit den göttlichen Gesetzen, in denen es heißt: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, ich will ihm eine Gehilfin geben.“ So dachte und denkt auch unser Herr Kern. — Im Namen des Kapitäns Short frage ich nun Sie, Herr Anton Kern, wollen Sie die neben Ihnen stehende Brigitta Schmidt zu Ihrer Frau, so beantworten Sie dieses mit einem lauten „Ja.“

Und Sie, Brigitta Schmidt, wollen Sie den neben Ihnen stehenden Anton Kern zu Ihrem Ehegemahl, so antworten Sie gleichfalls mit einem lauten „Ja.“

Da Sie nun beide eingewilligt haben, so reichen Sie sich die Rechte, und im Namen des Herrn Kapitän Short erkläre ich die Ehe nach Seefahrerbrauch für geschlossen.

Gott der Allmächtige, der durch seinen heiteren Himmel, den er uns heute schenkt, uns zeigt, daß er an dem Gefallen zu haben scheint, was wir begonnen, möge Sie in seinen besonderen Schutz nehmen und ihre Ehe reichlich segnen. — Der Segen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes begleite Sie auf Ihren Wegen für und für! — Amen.

Unterzeichnen Sie nun noch diesen Akt, den dann der Kapitän Short, der Zeuge Dr. Wilymann und ich nach Ihnen unterschreiben werden.

Dieser Akt war der Kopulationsakt, der nun von dem neuen Ehepaare und von den vorhin angedeuteten Personen unterzeichnet wurde. Die Musikanten spielten hierauf wieder ein passendes Stück und der Redende sprach noch zu der Menge:

Herr Kapitän Short wird nun auch auf Verlangen der Eltern die Taufe des neugebornen Knäbleins vornehmen. Schenken Sie dieser wichtigen Handlung Ihre Aufmerksamkeit.

Unterdessen war die Hebamme mit dem kleinen, festlich geputzten Erdenbürger in die Kajüte des Kapitäns gekommen. Dieser zog sich mit den beiden Pathen und noch einigen Andern in sein Zimmer zurück und taufte hier nach Seemannssitte das Knäblein: „Im Namen des Vaters und des

Sohnes und des heiligen Geistes" in englischer Sprache. Der Kleine erhielt die Namen: „John C. Calhoun (Kern.)"

Die Würde und der Anstand, mit dem diese Handlungen vollzogen worden waren, hatte auf alle Anwesenden den sichtbarsten Eindruck gemacht. Die früheren Gegner behaupteten nun, sie hätten sich die Sache ganz anders, mehr als einen Scherz gedacht; sie seien nun eines andern belehrt worden.

Jeder ging hierauf an sein Mittagsmahl. Nach 2 Uhr rief die Musik die tanzlustige Menge auf das Verdeck, wo jetzt Walzer, Hopser, Gallopaden, Schottisch und noch andere Tänze gewechselt wurden. Heiterkeit strahlte auf vielen Gesichtern, und Alle waren wenigstens munter gestimmt, auch die, welche nicht tanzten. Der Kapitän gab seine Freude und seinen Beifall mit dem ersten Steuermanne vielfach zu erkennen. Auch die Matrosen tanzten vor ihrer Kajüte ihre possirlichen Tänze. Kurz, es war ein festlicher Tag, so festlich, als er sich nur auf unserem Schiffe abhalten ließ. Das Wetter blieb so günstig, als man nur wünschen konnte; das Meer war ruhig und der Wind vortheilhaft. Ein dreimaliges Lebehoch auf den Kapitän Short schloß die Feier.

## §. 10.

### Fortsetzung der Reise von Havre nach New-Orleans.

Die Nacht, welche dem festlichen Tage folgte, war erquickend für die müden Personen, nur der Gegenwind war unangenehm und das um so mehr, da am folgenden Montage das Schiff durch ihn in eine stark schaukelnde, fast unerträgliche Bewegung versetzt wurde, die uns durchaus nicht förderlich für unser Weiterkommen war. Nachmittags war Appell von Seite des Kapitäns, um zu erfahren, ob sich vielleicht noch eine Person eingeschmuggelt habe *). Dieses

*) Einen Italiener, den man schon in den ersten Tagen der Fahrt als sich eingeschmuggelt entdeckt hatte, verurtheilte der Kapitän einfach dazu, Matrosendienste zu verrichten, da es ihm an jedem Mittel zur Bezahlung fehlte. Er bekam auch das Essen, da er ohne Lebensmittel war.

war nicht der Fall und so viel ich erfuhr, waren 50 Knaben und 60 Mädchen (kleinere Kinder) und 240 bis 250 Erwachsene an Bord. Der Gegenwind hielt an. Der Zeitunterschied betrug am 21. schon über 3 Stunden. — Ein Windfang, den der Kapitän heute in den Keller hinabließ, wirkte gar wohlthätig für die Bewohner dieses, und die Reisenden sprachen sich dankbar aus. — Das sonstige Leben bleibt sich ähnlich. — Am 22. ruft der unerbitterliche Tod ein etwa 6 Monate altes Kind ab, welches gegen Abend in aller Stille in's Meer gesenkt wird. — Das Wetter ist so freundlich, die Luft so warm, daß man es fast für Wetter auf dem Meere zu schön nennen möchte. — Am 23. herrscht beinahe Windstille, am 24. ist die Hitze sehr lästig. Dieser Tag zeichnet sich noch dadurch aus, daß sich die ersten Vögel sehen lassen. Es geräth auch ein Bauer mit einem Matrosen und dem Schiffsjungen in Streit. Nach stattgehabter ernstlicher Untersuchung verurtheilt der Kapitän alle 3 dazu, zuerst auf dem Dache seiner Kajüte zu stehen, dann bindet er dieselben, einen nach dem andern, an's Schiff und zählt jedem eine gewisse Anzahl Hiebe mit einem Stricke auf, was bei diesen rohen Menschen am Einfachsten zu wirken scheint. — Ein Dampfboot, das in Sicht kommt, und, wie der Kapitän sagt, von New-York nach Kalifornien geht, verursacht Freude. Man kaggt von beiden Seiten nach Seefahrer Brauch. — Abends ziehen sich mehrere schwere Gewitter zusammen. Ein fürchterlicher Sturm erhebt sich mit Blitzesschnelle und droht unser Schiff zu verderben. Blitz und Donner folgen Schlag auf Schlag. Die Kette an einem der großen Segel des Hauptmastes zerreißt. Es entsteht dadurch ein entsetzliches Rollen. Der Segel selbst zerreißt in Stücke. Die Bewohner des Zwischendecks kommen angstvoll an die Eingänge mit der Befürchtung, das Schiff werde untergehen. Kapitän, Steuerleute, Matrosen und mehrere Reisende sind in fortwährender Thätigkeit, um die Segel zusammenzuziehen oder einzuräffen. Es ist eine schauervolle Nacht. Bis gegen Mitternacht hält der Sturm an. Das Meer beruhigt sich

endlich nach und nach und der Rest der Nacht vergeht gut. Mein jüngstes Kind erkrankte in dieser Nacht mehr und sein Zustand wird bedenklich. Der Arzt gibt Mittel*); der Kapitän besucht uns am folgenden Morgen und erkundigt sich gar herzlich nach dem Befinden des Kindes**) — Am 25. wieder Gewitter, doch weniger stark, als gestern. Den Abend wieder sehr freundlich bei'm Mondschein. — Sonntag, den 26. starben leider 2 Kinder. Eines derselben war wohl das freundlichste Kind auf dem Schiffe gewesen***). Vor dem Versenken derselben (beide wurden in einen Lappen Segeltuch nebst einigen Steinen eingenäht) sprach ein Deutscher ernste Worte zu den Mitreisenden, rieth, den Kindern ja täglich frisches Reiswasser zu kochen und zu trinken zu geben und forderte sie, ernstlich mahnend, zur Reinlichkeit und Mäßigkeit auf, denn viele aßen so darauf los, als sollten sie gemästet werden. Seine Worte fanden Anklang und brachten sichtbar gute Früchte hervor. — Der Abend war fast zu schön für Seefahrer.

Vom 27. an ist der Wind günstiger, die Luft wird kühler. Die Anker des Schiffes werden am Vordertheile in Ordnung gebracht und es wird viel von Seite der Matrosen geputzt. Der sehr günstige Wind an diesem Tage treibt uns rasch vorwärts. Gegen Abend besteigt der Kapitän den Mastbaum und sagt mir später, er erwarte die bevorstehende Nacht Land zu sehen. — Am 28. ist Alles in Erwartung auf Sichtbarwerden von Inseln. Endlich zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags zeigen sich große Inselgruppen, die Bahama-Inseln (zu Westindien

*) Nur die nothdürftigsten Arzneien, aber auch nur diese liefert der Kapitän.

**) Dieser Herr kam täglich mehreremale zu mir, um zu sehen, was meine Frau und Kinder machten. Unser Verhältniß wurde ein immer mehr befreundetes und blieb es fortwährend. Manchen Abend saßen wir bis nach 11 Uhr vor der Thür meiner Kajüte, eine Pfeife rauchend und uns unterhaltend. Es waren angenehme Stunden.

***) Vielleicht mag das Trinken des mit jedem Tage schlechter gewordenen Wassers den frühzeitigen Tod dieser Kinder mit veranlaßt haben. Leute, welche mit kleinen Kindern über See fahren, werden daher wohl thun, vielen Reis mitzunehmen, um den Kindern täglich Reiswasser zu kochen und dieses denselben zu geben, da Milch nie zu haben ist und sogenannte eingekochte in den meisten Fällen verdirbt. Ich wenigstens fand dieses Getränk für meine Kinder (und andere) gut und gesund.

gehörend). — Weiterhin rechts und links felsige Küsten in einiger Entfernung. Die Segel des Schiffes werden am 29. vielfach gewendet. Die fortwährenden Riffe, die sogenannten Bahamabänke, veranlassen den Kapitän zur größten Vorsicht. Er kommt weder bei Tag noch bei Nacht in's Bett. — Drei Neger von einer nahen westindischen Insel fahren in einem Nachen an unser Schiff und bieten Fische und Schwämme an. Der Kapitän gibt ihnen dafür gesalzenes Fleisch, Speck und Schiffszwieback. Die Neger fahren mit vergnügten Gesichtern wieder ab. Viele Schiffe in der Nähe, von denen manche gleichsam Wacht halten, ob etwa ein Unglück sich zeige. — Am 30. November fahren wir bei günstigem Winde in den Golf von Mexiko und die Gefahren, welche wir wegen des niedern Wassers (es maß nur 16 Fuß und die Wasserfarbe war hellgrün) seit etwa drei Tagen zu bestehen gehabt hatten, scheinen vorüber zu sein. — Mittags wieder Inseln. — Viele Schiffe in Sicht. — Der erste Tag des Dezembers bringt uns bei günstigem Winde rasch vorwärts. Es wird ein großer, etwa 150 Pfund schwerer Fisch gefangen. In der Nacht und Tags darauf schwächerer Wind. Die Luft ist erquickend. Alle hoffen, bald am Ziele der Reise zu sein.

Der 3. Dezember (Sonntag) sollte festlich begangen werden, doch scheiterte die Ausführung an der Uneinigkeit, besonders der Schweizer und Elsässer, die wenige Tage vorher am Heerde streitig geworden waren und sich gegenseitig glühendes Fett übergeschüttet hatten. Dieser Sonntag war überhaupt wieder einer von jenen Tagen, von denen es heißt, sie gefallen mir nicht. — Vom Mittage an folgte ein Gewitter dem andern. Gegen Abend war es so kühl, ja kalt, wie kaum zuvor und der günstige Wind hatte sich einmal wieder in Gegenwind verwandelt. Die Hoffnung einer baldigen Erreichung des Reiseziels entschwand. Da am Montage und Dienstage bis Mittwoch dieser Wind und diese rauhe, ja kalte Luft anhielt, das Schiff bei dem starken Gegenwinde heftig schaukelte, so gab es wieder traurige Mie-

nen und kranke Personen. Der Unterschied der Luftbeschaffenheit war in diesen Tagen so bedeutend, daß Alle ihre Sommerkleider wieder ab- und ihre Winterkleider anlegen mußten. Waren warme Betten bisher oft lästig geworden, so war Jeder jetzt froh, wenn er sich solcher des Nachts bedienen konnte.

Am 5. lagen wieder viele Leute an der Seekrankheit darnieder, so auch meine Frau. Die Luft ist gar zu kalt. In der folgenden Nacht so fort. — Am 6. macht der Kapitän die Entdeckung, daß ihm ein Korb mit Champagnerwein geplündert worden sei. Zwei Badenser sind die wahrscheinlichen Thäter. Nach geschlossener Untersuchung werden sie aneinander geschlossen, und da sie gefährliche Drohungen aussprechen, so werden sie während der Nacht mit ihren 4 Armen, zwischen ihnen ein Balken, angeschlossen und müssen in diesem Zustande stehend die Nacht zubringen. — In der Nacht auf den 7. plötzlich ein sehr heftiger Sturm, der sehr gefahrdrohend, und uns, dem Ziele ziemlich nahe, sammt dem Schiffe zu zernichten fast geeignet ist. Durch die kluge Entschlossenheit des Kapitäns und die aufopfernde Thätigkeit der Schiffsmannschaft wird dieses fast schon wahrscheinliche Unglück noch abgewendet. Leider Gegenwind und kalt. — In der Nacht auf den 8. verkündet ein mehrfaches Wenden der Segel, daß der Wind sich günstiger gestaltet haben müsse. Die Farbe des Wassers ist mehr hellgrün, ein Zeichen, daß wir dem Ziele näher rücken. Die Thätigkeit der Schiffsmannschaft ist sehr groß. Neues Hoffen. — Es stirbt noch ein Kind.

Endlich zwischen 2 und 3 Uhr wird der Nachen sichtbar, der uns den Piloten (Lotsen) bringt. Manche zweifeln noch, aber es ist wirklich der Pilote und kaum eine halbe Stunde später schleppt uns ein bereits angekommenes und vor unser Schiff gespanntes Dampfboot raschen Fluges in die Mündung des Missisippi. Alle Reisenden sind wie neu belebt und vor lauter Freude werfen schon manche ihre Strohsäcke sammt dem Strohe in den Fluß, ohne zu beden-

ken, daß sie noch die folgende Nacht und den nächsten halben Tag auf dem Schiffe verbleiben müssen, bevor New-Orleans erreicht ist. Doch die Freude kennt bei Einzelnen keine Grenzen und sie können sich kaum satt sehen an den verschiedenen Plantagen und an dem frischen Grün, welches sich an beiden Ufern dieses mächtigen Stromes den Blicken darbietet. Die Nacht wirft endlich den Schleier über die Erde, nachdem unser Schiff von dem bisherigen Dampfboote abgehängt und an ein anderes, an dem bereits 2 Segelschiffe befestigt, noch hinten als drittes angebunden worden war. Diese Nacht vergeht munter und der 9. Dezember findet schon in aller Frühe die schaulustige Menge an den eigenthümlichen hölzernen Häusern und Häuschen, an den fremdartigen Bäumen und deren Grün, an dem Ried und den Plantagen sich weiden. So etwas am 9. Dezember, wo in der Heimath Alles von Schnee und Eis starret, war für die Blicke der Meisten etwas Neues. Der Eine glaubte Dieses, der Andere Jenes zu entdecken. Nach und nach zeigt sich ein Wald von Masten und und wir kommen in das Angesicht von New-Orleans. Einige zweifeln noch; aber, heißt es, es kann keine andere Stadt sein. Und sie war es wirklich, es war in Wahrheit das von den Meisten so sehnlichst erwartete Reiseziel. Zwischen 12 und 1 Uhr Mittags machte unser Calhoun*) im Hafen von New-Orleans Halt.

## §. 11.

### Ueber die Ankunft in New-Orleans und Einiges, was diese Stadt und das Treiben in derselben angeht.

Sobald das Schiff Anker geworfen hatte, eilte, wer irgend Verwandte, Bekannte oder Freunde in New-Orleans

*) Der Calhoun reiste Anfangs Februar des folgenden Jahres mit einer Ladung Baumwolle nach Havre zurück, scheiterte aber Mitte Febr. bei den Bahamabänken. Die Mannschaft wurde ganz, die Ladung theilweise gerettet. Das Schiff ging in Trümmer.

hatte, in die Stadt, um diese aufzusuchen. Es war da von einem Untersuchen oder Nachsehen nicht die Rede; nur die größeren Kisten mußten vorerst noch auf dem Schiffe verbleiben, da es hieß, die Zollbeamten würden erst sehen, ob zu verzollende Gegenstände am Bord des Schiffes wären; kleine Reisebedürfnisse, wie Reisetaschen, Schachteln ꝛc., könne Jeder mitnehmen. Als nun die Wanderschaft beginnen sollte, ließen sich einige Herren sehen, welche sich als Abgeordnete der deutschen Gesellschaft auswiesen. Diese setzten unsere Reisegenossen mündlich und durch einige in der Geschwindigkeit auf dem Schiffe angebrachte, gedruckte Plakate in Kenntniß, daß der, welcher etwa sogleich nach St. Louis ꝛc. stromaufwärts fahren wolle, hier eine passende Gelegenheit dazu fände. Es liege bereits ein Dampfboot da, um sogleich Effekten und Personen aufzunehmen und ohne weitere Kosten und Aufenthalt könne die Reise dahin angetreten werden. Viele, ja die meisten waren dazu bereit. Andere Wünsche, wie die etwaige Unterstützung von Reisenden ꝛc. sollten bis Montag (wir kamen Samstags an) vorgebracht und möglicher Weise erledigt werden*). Das größere Gepäck solle man Montag abholen. In dieser Beziehung trat eine Aenderung ein. Als ich am Tage nach unserer Landung (Sonntag) auf das Schiff kam, um nach meinen Sachen zu sehen, waren alle Effekten, bis auf die meinigen, bereits vom Schiffe. Man hatte das noch Samstag Nachmittag, ohne die Zollbeamten abzuwarten, fertig gebracht, da man des Lebens auf dem Schiffe satt war. Ich nahm nun auch, so viel sich auf einen Wagen (man hat hier einspännige Karren) laden ließ, sogleich mit und holte am Montag früh meine größere Kisten. Mir, und nur allein mir, ward dabei das unangenehme Vergnügen zu Theil, in Gegenwart von 2 Zollbeamten eine meiner Kisten öffnen zu müssen. Man begnügte sich indeß damit, unter

*) Ich komme auf dieses und vieles Andere in dem folgenden Abschnitte, zurück. Es gilt hier nur, die Reisebeschreibung in einem Faden zu Ende zu führen.

den gelüfteten Deckel zu sehen, und als man das Weißzeug bemerkte, so war man zufrieden gestellt und ich durfte nun auch diese Sachen fortschaffen lassen.

Das Wetter war bei unserer Ankunft am 9. Dezember sehr mild. Das rege Treiben in New-Orleans selbst macht einen freundlichen Eindruck auf den, der Dinge der Art zu würdigen versteht. Hier herrscht Leben, Handel und Wandel. Omnibus, Kutschen, Packwägen, Reiter, Fußgänger; Weiße, Schwarze, Gelbe; englisch, französisch, deutsch, zuweilen spanisch redende Leute, Alles bunt durcheinander.

Wer von Europa, namentlich, wer aus Deutschland kommt, findet hier auf den ersten Augenblick Alles theurer, viel theurer als zu Hause; doch soll der Verdienst gleichen Schritt mit der Theurung halten, wie ich höre, und es dem Mäßigen, Thätigen und dabei Sparsamen dennoch möglich sein, voran zu kommen. Eben ist die Theurung selbst nach den Begriffen der hier Lebenden ungewöhnlich groß, so groß, wie nie vorher, was darin seinen Grund hat, daß der Mississippi in den letzten Monaten zu niedrig war, um Lebensmittel, wie Kartoffeln, Mehl 2c., in großer Menge zu bringen und der Fluß nach oben hin zugefroren ist. Nach einigen Wochen schon soll die Theurung nachlassen.

So weit war vorliegende Schrift am 9. Dezember des Abends fertig, denn bis auf die letzten Zeilen hatte ich Alles während der Ueberfahrt, niedergeschrieben, damit der Eindruck sich mir nicht, wie so Manchem vor mir, verwische.

Bevor ich zu dem 2. Theile, den „Erinnerungen" übergehe, noch einige Bemerkungen.

Ich habe der deutschen Gesellschaft erwähnt, welche die Leute einlud, ein Schiff nach St. Louis zu besteigen 2c. Ich glaubte, es stecke etwas Besonderes dahinter, doch die Sache ist so: Bei dem außerordentlichen Andrange von Reisenden zu dieser Jahreszeit hierher nach New-Orleans, und besonders solcher, welche mittellos sind, gilt es, die Leute möglichst rasch los zu werden und das wird am ehesten auf die angedeutete Weise erreicht. Sind dieselben nur erst von

hier fort, so mögen sie sehen, wie sie weiter kommen. Von der Erfüllung sonstiger Wünsche konnte ich am folgenden Montage (11. December) und auch später nicht viel erfahren*). Derartige Vereine und deren Ankündigungen in den Zeitungen nehmen sich recht verdienstlich aus, aber verlasse sich doch ja Niemand auf ein nachhaltiges Unterstützen derselben. So gut es auch diese Männer meinen mögen, so sind sie bei'm besten Willen nicht im Stande, jenen Anforderungen, welche man an sie macht, auch nur einigermaßen genügend zu entsprechen. „Hilf dir selbst, und dir ist geholfen," dieser Satz bewahrheitet sich in Amerika in kaum zu ahnender Weise und Größe. Möchte das doch Jeder beherzigen, ehe er die Heimath schnöde aufgibt!

Ich sagte oben, die Theurung werde schon nach einigen Wochen abnehmen. Auch diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Im Gegentheile, sie stieg zu einer hier noch nie dagewesenen Höhe. Ein Faß Mehl (ungefähr 200 Pfunde) wurde bis zu 15 Dollars und ein Faß Kartoffeln zu 8 und 9 Dollars verkauft. Zuweilen sanken die Preise auf 11 für Mehl und auf 5 für Kartoffeln und so Alles im Verhältniß. Nur Schinken ist wohlfeiler, 7 Cents ein Pfund, und ausgelassenes Schmalz 10 Cents das Pfund (1 Cent gleich $1\frac{1}{2}$ Kreuzer, 5 Cents etwa 2 Silbergroschen.

Was nun New-Orleans, das Treiben daselbst und in Amerika überhaupt, wie vieles Andere betrifft, so soll der jetzt folgende zweite Theil hierüber näheren Aufschluß geben.

*) Eine rühmliche Ausnahme fanden die 133 Wimpfner, die, von allen Mitteln entblößt, anfangs März hier landeten. Die deutsche Gesellschaft nahm sich dieser wirklich unglücklichen Leute rühmend an, erließ Anzeigen in den Zeitungen und sammelte auch sonst für sie. Aber der Anblick war auch ein schauderhafter. In einer hölzernen Baracke (eine Art Scheuer nach hiesigen Begriffen), saßen und lagen dieselben auf Streu und auf den Boden umher. Mehrere starben alsbald. — Vielen anderen geht es noch schlimmer.

# Zweiter Theil.

## §. 1.

**Erinnerungen und Belehrungen über die politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnisse in den nordamerikanischen Freistaaten überhaupt und in New-Orleans insbesondere.**

Hast Du nun, sei es vom fernen Europa aus oder vom näher liegenden Florida, Cuba oder einer andern Insel Westindiens, von New-York ꝛc., glücklich den Golf von Mexiko, der so manchem Schiffe an seinen Grenzen (ich meine die Bahamabänke) zum Grabe wird, durchschnitten, mag es auf brausendem Dampfer oder auf sicherem Dreimaster geschehen sein (einen Schoner würde ich persönlich für solch' große Reisen weniger gern haben), so nah'st Du Dich allmählig dem Einflusse des Vaters Missisippi in den Golf von Mexiko und Deine Reisemühseligkeiten gehen ihrem Ende zu. Dein Auge leuchtet freundlicher als bisher. Du bereitest Dich auf Großartiges vor, findest Dich aber bald enttäuscht, namentlich wenn Du in die Klasse jener Reisenden gehören solltest, welche sich vielleicht eine bedeutende oder gar übertriebene Einbildung von der Vaterschaft des Missisippi machen. Der gute Alte stürzt sich nämlich nicht mit jugendlicher Kraft, etwa einem heldenmüthigen Jünglinge gleich in die Arme seiner geliebten Braut (Golf von Mexiko), sondern matt ist sein Lauf, Entkräftung verräth seine träge Umarmung. Für die Schiffe, welche auf seinem Rücken flußabwärts (dem Golf zu) oder flußaufwärts (aus dem Golf) gleiten, ist der erste Willkomm oder der letzte Abschied oftmals, wenn auch gerade nicht gefährlich, so doch jedenfalls höchst langweilig. Es liegt dieses darin, daß der von dem Flusse selbst (sei es absichtlich, amerikanischer Gewinnsucht gemäß, oder absichtslos, gleich einem Taumelnden) aus den jugendlich aufblühenden Staaten Louisiana, Missouri, Ohio, Missisippi ꝛc. mitgeschleppte Grund und Sand

den treulosen Alten an dem Einflusse in den Golf so sehr benebelt, daß er wegen der Bänke, die er sich in seinen eigenen Eingeweiden aufgethürmt hat, neue Lasten nur ungern aufnehmen und alter sich häufig nur wider Willen entledigen kann. Ein Glück für die Seefahrer, daß diese Bänke nur Sandbänke sind; würden es, wie bei den Bahamabänken, felsige Riffe sein, dann wäre die Durchfahrt eine reine Unmöglichkeit, besonders für tiefsegelnde Schiffe. Man hat Beispiele, daß wie die Sache eben liegt, schwer befrachtete Dreimaster 8, 14 und mehrere Tage hier festsaßen, ehe sie durch höher angeschwollenes oder durch kräftigen Wind stärker getriebenes Wasser ihre Reise fortzusetzen im Stande waren. Das Fahrwasser hat eine Tiefe von höchstens 15 Fuß. Uebrigens ist die Breite hier doch vielleicht die sechsmalige des Rheins bei Mainz und mehr. Daß das Ein- wie Auslaufen der Segelschiffe nur mit Hülfe brausender amerikanischer Dampfboote geschieht, die oftmals ihre ganze jugendlich-republikanische Kraft anwenden müssen, habe ich bereits oben angeführt.

Du hast nun endlich die Bänke glücklich überwunden und schwimmst auf dem Rücken des Mississippi trotz seines öfteren Widerstrebens vorwärts, seiner Quelle zu. Dein Auge sucht, spähend rechts und links, Spuren eines neuen, eines frischen und regen Lebens auf diesem amerikanischen Boden zu gewahren. So weit dasselbe auch schweifen mag, Du siehst nichts als Sumpf, Gras und kräftig aufsprießendes Ried, dazwischen hin und wieder einen krüppelhaften, selbst im Dezember und Januar mit grünem Laube bedeckten Baum oder Strauch. Du rückst weiter aufwärts dem Flusse nach und bemerkst, natürlich mitten im sumpfartigen Boden, eine Anzahl von Brettern aufgeschlagener Häuser zur Rechten, welche ein Städtchen zu bilden scheinen. Es sind dieses zum Theil die Wohnstätten der Schiffsleute, deren die Dampfer bedürfen, um die Segelboote Fluß auf- oder abwärts zu schleppen, immerhin bis über die Sandbänke in den Golf und aufwärts bis in den Hafen von New-Orleans. Du

segelst die Reise Fluß- aufwärts einen ganzen Tag und länger fort. Du suchst und spähest, doch das Bild ändert sich wenig, nur daß sich bald rechts, bald links eine Zuckerplantage zeigt, in der Du, schon vom Schiffe aus, nicht selten die Neger, natürlich Sklaven, unter strenger Aufsicht eines Aufsehers, hier Offizier genannt, ihre oft sehr mühevollen Arbeiten verrichten siehst. Du, schüttelst bedenklich den Kopf bei'm Anblicke dieser Unglücklichen, erfährst aber später, wenn es Dir ernstlich darum zu thun ist, daß es manche dieser farbigen Leute nicht ganz so übel haben, wie man gewöhnlich annimmt; ja daß manche von ihnen ihr Leben im Vergleiche zu vielen unseren deutschen, oder überhaupt unserer europäischen Mitbürger, in einem, ich möchte fast sagen, beneidenswerthen Zustande hinbringen; daß manche von ihnen auf ihren Werth (es ist hier von Werth in klingender Münze, nicht von sittlichem oder sonstigem die Rede, denn der Hauptwerth in Amerika besteht in unzähligen Fällen nur in geprägter Münze oder in völlgiltigen Banknoten) von 800, 1000, 1500 bis 2000 Dollars stolz sind. Glaube aber nicht gar, wenn ich so rede, ich sei ein Vertheidiger der Sklaverei, davor behüte mich der Himmel und mein Fußen auf das Naturrecht! Nein, wenn ich so spreche, so schweben mir immer unzählige jener unglücklichen Auswanderer vor, welche mit geringen oder gar keinen Mitteln in Amerika gelandet, hier einige Zeit in Kummer und Elend schmachteten und häufig schon nach einigen Wochen, ohne alle ärztliche Hilfe, überhaupt ohne jede menschliche Pflege, ihr frühzeitiges Grab fanden und von ihren paradiesischen Träumen, die ihnen selbst auf der Ueberfahrt noch so freundlich lächelten, so schauerlich erlöst wurden*). Im Vergleich

*) So hatte ein Mann, der, in der Nähe von Germersheim, bayerische Rheinpfalz zu Hause, mit seiner Frau und 6 kräftigen Kindern auf unserm Calhoun die Reise mitgemacht hatte, 5 Wochen nach unserer Landung seine Frau und 4 Kinder lediglich aus Mangel an ärztlicher und menschlicher Pflege verloren. Seinen Säugling besaß er allein noch! — Ich lernte einen Mann von etwa 66 Jahren kennen, der seine erwachsenen Kinder im Alter von 30—12 Jahren nebst seiner Frau innerhalb

zu solchen haben es Sklaven häufig besser. Sie haben Wohnung, Nahrung und Pflege. Da sie überhaupt oftmals das einzige Vermögen eines Sklavenhalters ausmachen (die Sklaven müssen im Tagelohne arbeiten und ihren Verdienst Abends abgeben, oder, werden sie auf eine Woche verdingt, am Ende dieser. Von ihrem Verdienste leben viele Sklavenhalter.) So fehlt es ihnen auch nie oder doch nur höchst selten an ärztlicher Unterstützung, da mit dem Tode eines Sklaven der Eigenthümer ein großes Kapital verliert. Nicht Liebe zum Menschen beseelt ihn, sondern nur Liebe zur Erhaltung und Vergrößerung seines Vermögens. Auf solchen Geldwerth ist denn der Sklave auch oft stolz, und mehr als einmal hörte ich solche zu Deutschen und Irländern sagen: „Geh' nur, Du hast ja keinen Werth, ich aber bin 1800 Dollars werth, wenn mein Herr mich verkaufen will*).

Du wirst nun immer neugieriger, das vielleicht bald nahende erste Ziel deiner Reise, die Metropole oder Hauptstadt des Staates Louisiana, eine der ersten Handelsstädte der Welt, zu erblicken; du möchtest die Königin des Südens, New-Orleans, sehen. Aber es wird Dir nicht vergönnt. Wie du weiter Fluß aufwärts fährst, siehst Du, besonders zur Rechten, Häuser, am Ufer des Flusses Schiffe vor Anker, deren Zahl sich, je weiter Du fährst, vermehrt und

4 Wochen nach seiner Ankunft verloren hatte und nun als Greis allein in der Welt stand. — 6 Wochen nach unserer Ankunft waren von ungefähr 150 Leuten 37 dem Tode erlegen und das im Dezember, der sogenannten besten Jahreszeit! In anderen Hafenstädten ist es eben so, denn Engel und Elend hielten hier überall dem Tode reiche Beute. Die Zahl der Eingewanderten kennt man genau, die der nach Jahresfrist von denselben noch lebenden weiß Niemand.

* Einen tiefen Eindruck macht der zu New-Orleans getriebene Handel mit Sklaven und Sklavinnen. Diese werden zum Theil auf privatlichem Wege in den geräumigen Wohnungen der Sklavenhändler, die ihr Geschäft durch eigene Aushängeschilder: „Hier werden Sklaven verkauft" (natürlich in englischer Sprache), zum Theil bei öffentlichen Versteigerungen verkauft, wo dann in dem geräumigen Saale eines Kaffeehauses der Sklave oder die Sklavin auf einem erhöhten Platze steht, der Ausrufer die gebotenen Preise angibt und ihn (oder sie) dem zuschlägt, der den höchsten Preis geboten hat. Vgl. im Anhange Nr. 5.

dieser stückweise Anfang wird dir als der Beginn der Metropole New-Orleans verkündet. Zur Linken gewahrst Du auch Häuser, einige Schiffe ꝛc., hörst das Pfeifen einer Lokomotive. Es sind die Städtchen Gretna, Macdonogh, Algiers ꝛc. alle noch klein und weiterer Fortsetzung, selbst in diesen Sumpfgegenden, harrend. Die Eisenbahn hier auf dem rechten Ufer des Mississippi bildet den Anfang zur Reise nach Texas. Da an ihr, trotz der Ungunst des schwammigen Bodens, fleißig, besonders von unsern armen deutschen Landsleuten, deren viele hier ihr Grab finden (denn die armen Teufel stehen oftmals Tage lang bis an den Unterleib im sumpfigen Wasser arbeitend), geschafft wird, so wird die fahrbare Strecke von Monat zu Monat größer. Zu solchen Arbeiten verwendet man Sklaven nicht.

So wie Du nun weiter Fluß aufwärts fährst, siehst Du immer mehr Häuser, Kirchen u. s. w., kurz, Du siehst Theile von New-Orleans, und Du — fühlst Dich wenig erbaut ob solchen Anblicks. Das Schiff legt endlich an, die Anker werden geworfen und Du betrittst raschen Schrittes die Straßen. Hoch liegt die erste Straße, welche unter Deinen Füßen ist, höher als der Fluß, aber abwärts senkt sich von hier gleich der Weg, und nach wenigen Minuten schon befindest Du Dich auf Straßen, welche niedriger, als der Fluß selbst liegen. Weiter hinauf an dem Flusse laufen Straßen, welche wohl mehr als 6, selbst 8 englische Meilen lang sind, denn, wo New-Orleans aufhört, fängt Lafayette, nun als vierter Distrikt mit New-Orleans vereinigt an. Auf dieses folgt Jefferson-City, dem wegen seiner höheren und gesunderen Lage eine schöne Zukunft bevorsteht, dann Bouligny, dann Rickerville, Greenville und endlich Carrolton in mehr oder weniger unmittelbarer Unterbrechung am Flusse aufwärts. Fluß ab- und seitwärts strecken sich sowohl New-Orleans wie die übrigen genannten Städte mehr oder weniger weit in den sumpfigen Ebenen (swamps) und Niederungen hin bis zum Walde (Bush).

Ich muß nun hier etwas nachholen, was ich oben

nur vorübergehend angedeutet hatte. Du bist also in New-Orleans angekommen. Du hast rasch, da Du nur weniges Gepäck, einen schmalen Koffer und sonstige Kleinigkeiten besitzest, das Schiff verlassen, ohne daß Dir irgend ein Glied der Zollbehörde hindernd in den Weg getreten wäre. Hättest Du aber auch selbst umfangreiche Kisten und Kasten besessen, so würdest Du doch, wenngleich nicht so schnell, immerhin nach kurzem Aufenthalte mit Sack und Pack haben davon gehen können. Zwei, vielleicht auch nur ein Zollbeamter hätte Dich dann gefragt, ob Du zu versteuernde Gegenstände mit Dir führest. Auf Dein Bejahen hin hättest Du diese unter Umständen mit hohem Zoll (wie Cigarren, Tabak, Apothekerwaaren ꝛc.) versteuern müssen; auf Dein Verneinen mußt Du Deine Kisten öffnen; man sieht vielleicht nur oberflächlich hinein, etwa um sich zu überzeugen, ob Du Wahrheit geredet und in weniger als einer Viertelstunde kannst Du schon mit Deinem Eigenthume unterwegs sein. Das Reden der Wahrheit muß ich Dir sehr strenge und ernst anrathen. — Bist Du nun vom Schiffe am Ufer (zuweilen mußt Du über 4 bis 6 Schiffe hinkrabbeln), so wirst Du einspännige Drais (Karren oder Rollwägen) genug gewahr, um auf einem derselben Dein Gepäck fortschaffen zu lassen. Hier ist nothwendig, zuerst den Fahrpreis festzustellen, bevor Du aufladen läßt, sonst wirst Du übernommen. Immerhin wird Dir aber, wenn Du noch nach deutschem Gelde rechnest, selbst der geringste Preis sehr hoch vorkommen, denn unter einem Dollar wirst Du Dein Gepäck schwerlich an Ort und Stelle gelangen sehen. Uebrigens haben Dich doch Deine Landsleute nicht, wie in vielen andern Hafenstädten geschieht, vom Schiffe abgeholt, um Dich in dieses oder jenes Wirthshaus zu bringen oder Dir da oder dort für ein gewisses Geld Beschäftigung und Arbeit zu verschaffen. Mag auch ein solcher Menschenauszieher sich hier oder da zeigen, so ist doch diese Krankheit in New-Orleans noch nicht so sehr eingerissen, als es uns Berichte aus anderen Hafenstädten erzählen.

Vorsicht, ernstliche Vorsicht wird Dir freilich auch hier nicht schaden, besonders wenn Du dem weiblichen Geschlechte angehören solltest, auf das fast überall in Amerika gewissermaßen Jagd gemacht wird. Man will ja schnell verdienen, viel verdienen, und das ohne große Anstrengung.

Auffallend werden Dir sogleich die Häuser erscheinen und das um so mehr, wenn Du aus Europa gekommen bist. In New-Orleans sind nicht die meisten aus Backsteinen (hier Bricks genannt) erbaut, nur wenige massiv, aus Steinen. Bei andern besteht die Vorderseite aus Eisen. Dazwischen bemerkst du hie und wieder kleinere Häuser, Hütten ähnlich, nothdürftig aus Brettern zusammengenagelt. Diese letzteren stammen noch aus der sogenannten guten alten Zeit von New-Orleans. Jetzt dürfen, namentlich an der Außenseite der Hauptstraßen in der City, solch' hölzerne Gebäude nicht mehr aufgeführt werden*).

Wollen die Eigenthümer neu bauen oder glauben sie sich durch eine Feuersbrunst dazu genöthigt (manche ausgebrannte Stätte, namentlich in den weniger belebten Stadttheilen, bleibt oft Jahre lang unbebaut, je nach Gutdünken des Eigenthümers, liegen), so müssen sie wenigstens Backhäuser aufführen. Hin und wieder gewahrst Du auch, besonders im dritten Distrikte (dem am Flusse abwärts niedrigst gelegenen), selbst im zweiten, große freie Bauplätze, sogenannte Lots, die noch der Aufführung von Häusern harren. Fast gar nicht ist dieses im ersten Distrikte, dem wohl belebtesten Stadttheile von New-Orleans, der Fall. Im vierten Distrikte, der noch immer sogenannten Lafayette, liegen theilweise noch ganze Squares (alle Bauplätze in Amerika sind in große Vierecke für eine gewisse Anzahl Häuser abgetheilt und werden Squares, die einzelnen Plätze

*) Uebrigens sind in New-Orleans viele sehr umfangreiche, sehr schön und geschmackvoll erbaute Häuser, die enorme Summen kosten, da es hier ganz an Steinen fehlt. Das neue Zollgebäude, ein schloßartiger, sehr umfangreicher Bau, an dem schon über sieben Jahre gebaut wird, erhält die Steine aus dem Staate Massachusetts in der Nähe von Boston und wird aus lauter Quadern aufgeführt. Es gehört sicher zu den bedeutendsten Gebäuden der vereinigten Staaten.

selbst Lots genannt) unangebaut, ohne Häuser ꝛc., höchstens mit Brettern (Fences) umgeben *).

Wer der Gesundheit nach baut, stellt sein Haus ziemlich hoch, damit die Feuchtigkeit nicht sogleich den Fußboden erreicht, auch die Luft unten durchziehen kann. An einen Keller darf in ganz New-Orleans nicht gedacht werden, derartige Dinge kennt der Eingeborene höchstens aus Redensagen, weil der Boden zu schwamm- und schlammartig ist. Der Speicher oder die Hausflur müssen die Stelle desselben für Fässer ꝛc. vertreten. Auch Brunnen kennt man nicht (an einem artesischen wird freilich schon seit einigen Jahren auf der Canalstraße gebohrt, aber bis jetzt ohne solchen Erfolg, daß er zu einer befriedigenden Hoffnung berechtigt). Trink-, Koch- und Waschwasser erhalten die Einwohner von New-Orleans größtentheils durch die Wasserleitungen aus dem hier immer trüben und schlammigen Mississippi oder durch den Regen.

Die Einwohner der vom Mississippi entfernteren Straßen von New-Orleans, eben so die von Lafayette, Jefferson-City ꝛc. haben sehr große, hohe und umfangreiche Fässer (oft 20 Fuß hoch und 8 bis 10 Fuß im Durchmesser), hier Cisternen benannt, in welche durch blecherne (selten hölzerne) Rinnen und Röhren das Regenwasser von den Dächern sorgfältig geleitet wird. Dieses Wasser, durch Krahnen aus den Fässern gelassen, muß hier für alle menschlichen und viehischen Bedürfnisse genügen. Diese Cisternen stehen häufig auf einer mehrere Fuß hohen Unterlage von Bricks und zwar so, daß im Innern ein runder leerer Raum hergestellt ist. Dieses Räumchen dient dann für Manchen zum Aufbewahren von einigen Flaschen Wein oder was man etwa glaubt, an einen etwas kühleren Ort stellen zu müssen. Will man dieses Keller nennen, nun ich habe nichts dagegen. Manche nennen solchen Ort in Wahrheit Keller.

*) Aehnlich wie hier, sind in ganz Amerika die Häuser gebaut. Hat man eine große Stadt gesehen, so kennt man sie alle, nur daß in neu angelegten vorerst viele sogen. Blockhäuser aufgeführt werden.

Die nicht angebauten Bauplätze liegen brach und bringen Unkraut und hin und wieder ein saures Gras hervor, das aber nie abgemäht wird; zuweilen werden sie als Weideplätze benutzt. — In Jefferson-City und weiter aufwärts sind hölzerne Neubauten gestattet, daher in diesen Städten Brickhäuser zu den Seltenheiten gehören. Die hölzernen Bauten werden nicht selten aus Brettern von Flatbooten (flache Boote, in welche verschiedene Lebensbedürfnisse aus dem Innern des Landes nach New-Orleans auf dem Rücken des Mississippi gebracht werden, als Kartoffeln, Mehl, Aepfel, Butter, Schinken, auch Schlachtvieh 2c.), zusammengenagelt*). Die Handwerker, welche diese Bauten aufführen, heißen Carpenter und sind weder eigentliche Zimmerleute, noch Schreiner, vielleicht Beides zugleich. Axt (hatchet) und Säge bilden ihre beiden Handwerkszeuge. Ist der Bau fertig, so wird er Innen mit Tapeten, Außen mit Oelfarbe überzogen, doch vielfach so, daß Wind und Regen, nicht selten mehr, als lieb ist, durchfahren. Nur die Schornsteine für die Küchen und Kamine (Oefen kommen erst in der Neuzeit hier und da in Aufnahme) sind von Bricks aufgeführt. Hier, nämlich in Jefferson-City und aufwärts, dienen die vielen nicht bebauten, aber gleichwohl in Lots ausgelegten und in festen Händen sich befindenden, oftmals sehr theuern Bauplätze (600—800 Dollars ein mäßiges Lot) förmlich als Weideplätze für Pferde, Kühe und Maulthiere, deren man hier sehr viele wegen ihrer Ausdauer hält. Man läßt sie nach Belieben da weiden, wo sie wollen. Manches Stück Vieh ist Tag und Nacht draußen, indeß dasjenige, welches man nöthig hat, am Abende wieder eingefangen und in den Stall gebracht werden muß, was oftmals viele Zeit und Anstrengung kostet, da das Vieh sehr verwildert ist. Solche Weide kostet kein Geld.

Den Straßenbau angehend, so sind die Hauptstraßen in den drei älteren Distrikten größtentheils ziemlich

*) Diese Boote werden dann verkauft. Solche Flatbootkäufer und Abbrecher bilden ein eigenes Gewerbe und sind eine Art Holzhändler.

gut gepflastert, was hier sehr kostspielig ist, da die Straßen- oder Pflastersteine aus weiter Ferne auf Schiffen (aus dem Staate Massachusetts) herbeigebracht werden müssen. Die Seitenwege sind hin und wieder mit Platten oder Bricks belegt. Asphalt siehst Du selten, da dieser bei der sehr großen Hitze zerfließt. Anders ist es im vierten Distrikte (Lafayette). Einige Hauptstraßen wie Tschapitoulas-, ein Theil der Magazine- und wenige andere Straßen sind ebenfalls gepflastert, andere sind querüber mit Brettern, (Brett an Brett) belegt zum Fahren und Reiten (sogenannte Plankroods), die meisten aber ohne Pflaster und Bretter; nur die Seitenwege, Banquetts, sind mit Brettern, von denen 3 der Länge nach neben einander befestigt liegen, versehen. In Jefferson-City ꝛc. ist es noch schlimmer. Hier siehst Du außer einer gepflasterten Hauptstraße am Flusse hinauf wenige, höchstens 2 oder 3 mit Brettern belegte Fahrstraßen, auch wenige mit solchen versehene Seitenwege, was das Gehen bei Regenwetter fast unmöglich macht. Trotzdem indeß in New-Orleans sehr viele Straßen gepflastert sind, so sind doch bei einem plötzlich eintretenden Regen, namentlich die tiefer liegenden, ganz unter Wasser, wie denn auch viele leere Bau- und Weideplätze. Es hat dieses Anhäufen des Wassers darin seinen Grund, daß dasselbe trotz der Unzahl von Gräben gar keinen oder nur einen sehr geringen Abfluß hat. In solchen Zeiten gleicht die ganze Gegend einem See, oder vielmehr einer großen Anzahl von Teichen, aus denen die Häuser zum Theil wie Inseln hervorragen. Fußgänger können dann gar nicht fort, namentlich in nicht gepflasterten Gegenden. — In wie fern die stehenden Pfützen, die erst die Sonnenstrahlen oder Winde nach und nach trocknen können, für die Gesundheit der Menschen heilsam sind, darüber Dir eine passende Ansicht zu bilden, überlasse ich Deinem eigenen Nachdenken. Ebenso, wie gesund und nahrhaft die Milch sein mag, welche die Kühe geben, die hier, wenn auch nur einen Theil ihrer Nahrung finden. — Der Straßenbau läßt noch viel zu wünschen übrig.

Man hat nun freilich Kanäle gegraben, welche den doppelten Zweck erfüllen sollen, einmal das überflüssige Wasser aufzunehmen und dann als Verbindungslinie für Schiffe zu dienen, welche aus dem Mississippi oder aus den Häfen der Stadt in den Pontchartrain-Lake ꝛc. laufen wollen. Da aber die Gräben zu tief liegen, um ihr überflüssiges Wasser abzugeben, und die Kanäle nicht tief und breit genug sind, um es in reichlichem Maße aufzunehmen, so geht der Abfluß fast gar nicht oder doch nur äußerst träge von statten. Schon aus diesem Grunde mit siehst Du um und in New-Orleans verhältnißmäßig wenige Gärten. Ihre Anlage, Einrichtung, Erhöhung und Erhaltung ist zu kostspielig, manchen andern Ungemachs in diesem wirklich unleidlichen und ungesunden Klima, wie übergroßer Sonnenbrand, plötzliche Kälte, außerordentlich starke Winde ꝛc. nicht zu gedenken *).

Ungeachtet der Staat Louisianna, in welchem New-Orleans die wichtigste, bedeutendste und größte Stadt ist, den lebendigen Strahlen einer fast immer glühenden Sonne ausgesetzt ist, die ein eigentliches Hervortreten oder Bemerkbarwerden der sogenannten 4 Jahreszeiten, Frühling, Sommer, Herbst und Winter, beinahe unmöglich machen, so ist dennoch die Pflanzenwelt in der Umgebung dieser Welt- und Seestadt verhältnißmäßig arm zu nennen, sowohl was Pflanzen angeht, welche für die Küche geeignet sind, wie auch sogenannte Zierpflanzen. Es ist nun auf der andern Seite nicht zu laugnen, daß manches Stück Land, würde es in Gärten verwandelt oder über-

*) Während der Monate Januar, Februar und März sind zuweilen Tage mit einer Wärme, ja Hitze, wie sie am Rheine wohl nur im August vorkommen. Gewitter folgen Schlag auf Schlag. Dazwischen tritt zuweilen, und das auf Gewitter, besonders in der zweiten Hälfte Februars und Anfangs März, eine so empfindliche Kälte ein, daß es zuweilen gegen einen Zoll dickes Eis nach Mitternacht friert. Am 27. Februar fuhr es einmal ein wenig mit Schnee und am 28. fand ich starkes Eis auf einem Wasserzuber. Wenige Tage vorher war die Luft zum Erdrücken schwül gewesen. Dieser Wechsel kann unmöglich für die Gesundheit gut sein. — Diesen grellen Wechsel findet man hier mehr, dort weniger in ganz Amerika.

haupt nur urbar gemacht, irgend welchen Ertrag abwerfen konnte. Aber, wie schon angedeutet, ist dieses mit sehr vielen Kosten an Geld und Zeit verbunden, die nicht Jeder aufzuwenden im Stande ist, oder die Sucht nach Gewinn unterdrückt die Stimmung für Derartiges. Die Arbeit ist schwer, sehr schwer in diesen warmen, schwülen und ungesunden Klima, der Taglohn hoch, 1½ Dollar täglich und noch höher; wenn der Gärtner geschickt ist, bis zu 3 Dollars für die Zeit von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends. Auf andere Weise läßt sich schneller Geld verdienen.

Ueppig, sehr üppig oftmals, wachsen die Pflanzen nur in den Monaten vom Oktober an bis zum Monat Mai, höchstens bis zum Juni, dann versengen die Sonnenstrahlen mehr oder minder Alles. Sehr reiche Besitzer zeigen in dieser Zeit oftmals schön gepflanzte Gärten.

Unter den Pflanzen für den Küchenbedarf sind es Bohnen, deren Ertrag vom Monate Februar bis in den Juli ich in Deutschland nie in so hohem Maße erlebt habe. Es waren sogenannte Stangenbohnen. Dann Erbsen, gelbe und weiße Rüben, Spinat, Gurken, gleichfalls mit einem früher nie erlebten Ertrage, Melonen, weißer Kohl, der aber hier nie die Festigkeit wie in Deutschland erhält, Wirsing und Salat. Alle diese Sämereien, mit Ausnahme der Bohnen, Gurken und Melonen, werden, wenn der September nicht zu heiß ist, in diesem Monate, sonst erst gegen Mitte oder Ende Oktober und Anfangs November gesäet und geben dann um Weihnachten und Neujahr angenehme Nahrungsmittel, bis zum März, höchstens April, und Mai hin. Blumenkohl wird auch um dieselbe Zeit gesetzt und gedeiht recht gut, wenn er nicht, was zuweilen eintritt, durch einen Nachtfrost im Januar oder selbst Februar zerstört wird. Sellerie wird auch vielfach um dieselbe Zeit gepflanzt, doch nicht der Knollen, sondern besonders der Blätter wegen, welche, auf eine eigenthümliche Art behandelt und zubereitet, einen von den Amerikanern sehr geliebten und gut bezahlten Salat abgeben; die Knollen,

sollte es solche geben, wirft der Amerikaner weg und nur der denkende Deutsche benutzt sie als Sellerieſalat. An Peterſilie fehlt es auch nicht. Kartoffeln werden im Monate Dezember hin und wieder gepflanzt, doch gerathen ſie ſelten und geben entweder eine geringe Ernte, oder ſind kaum genießbar. Im März, beſonders im April, ißt man überall neue, die aber von Plantagen oder aus entfernteren Gegenden auf dem Miſſiſippi gebracht werden. Außer dieſen, um die angegebene Zeit wachſenden Gemüſen bekommt New-Orleans keine friſche zu eſſen, etwa die abgerechnet, welche auf der einen oder andern näheren Plantage gezogen und um ſehr hohe Preiſe verkauft werden. Darin liegt der große Mangel an Lebensmitteln während des unſeligen Krieges in dieſer Stadt. Alles muß von Außen kommen.

Die Obſtwelt liefert nur Orangen, Feigen, hin und wieder Bananen und Citronen. Um Weihnachten und noch ſpäter ſieht man erſtere vielfach auf den Bäumen hängen, was auf den Nordländer einen eigenthümlichen, aber dabei wohlthuenden Eindruck macht. Die Feigen werden vielfach friſch, eingemacht und getrocknet in den Haushaltungen verwendet, und die Bananen liefern eine recht angenehme Mahlzeit. Von den übrigen ſo ſehr bei uns beliebten Obſtſorten wächſt zu New-Orleans ſo viel als nichts, denn die wenigen Pfirſiche, die hier gezogen werden, ſind nicht hoch anzuſchlagen. Da nun aber die hieſigen Menſchen, gleich allen übrigen, menſchliche Bedürfniſſe haben und weder von den Dollars, noch von den Epidemien leben können, ſo müſſen faſt alle Erd- und Hülſenfrüchte, Gemüſe, Getreide, Mehl, Heu, Obſt ꝛc. vom Außen, aus dem Lande, wie man es ausdrückt, eingeführt werden, was denn auch auf Schiffen in Fäſſern reichlich geſchieht und Tauſenden von Menſchen einen reichen Verdienſt einträgt. Haben ja die Hervorbringer (Producenten), Schiffer, Ein- und Auslader, Karrenführer und Verkäufer allein hiervon ihren ganzen Lebensunterhalt und werden gar manche von ihnen bei dieſem Geſchäfte wohlhabende, ſelbſt reiche Leute! Friſche

Aepfel, Birnen, Pflaumen oder gar Zwetschen und Kirschen (beide letztere nie) kannst Du in New-Orleans nicht haben: auf derartige Genüsse mußt Du Verzicht leisten. Selbst die getrockneten Zwetschen, welche aus Deutschland dahin wandern, sind oftmals für vieles Geld recht sauer und recht schlecht, und dabei zuweilen kaum zu haben.

Auch nach den verschiedenen Arten von Beeren, als da sind Erdbeere, Stachelbeere ꝛc., die in Deutschland für Jung und Alt oftmals so lockend sind, siehst Du Dich hier vergeblich um. Eine Ausnahme macht die Brombeere, hier black-berry genannt, welche aber nur von armen Deutschen (erwachsenen Kindern, Mädchen, Weibern und Männern) bei großer Hitze in den Monaten Mai und Juni in oftmals mehreren Stunden fernen Wäldern in sehr großer Menge gesammelt und zu guten Preisen an die, auf solche Dinge nicht selten lüsternen Amerikaner verkauft werden.*) Außer dem glühenden Oleander, der hier in ungemeiner Kraft und Fülle in den meisten Gärten (häufig als Hecke) herrlich gedeiht, fast wild wächst, siehst Du während der heißen Sommermonate (Juni bis einschließlich September) kaum oder doch selten andere Blumen im Freien blühen, denn in diesen Monaten ist die Erde vielfach wie versengt und ausgestorben. Veilchen, Rosen und andere Blumen blühen im Dezember, Januar und Februar am schönsten. Sonstige Zierden der Gärten, wilde und andere Reben, auch einige Sträucher abgerechnet, suchst Du hier umsonst. Hält es ja selbst schwer, einen festen Kreuzweg im Garten anzulegen, auf dem Du bei feuchtem Wetter Dich ergehen möchtest; Du müßtest ihn sonst aus Brikks oder Platten machen lassen, denn Ausstand oder Kies, wie er in Deutschland verwendet wird, gibt es hier nicht und zerdrückte Ar-

*) Könnte Mancher einen solchen Haufen Menschen mit ihren Beeren gegen zwei Uhr Nachmittags in der großen Hitze, triefend von Schweiß und fast umsinkend vor Mattigkeit, sehen, er würde sicherlich nicht so leichtsinnig die Heimath verlassen, die ihn jedenfalls mit geringerer Mühe nährt, wenn er anders thätig sein will. Es ist ein solcher Trupp zum Erbarmen! Wie mag es aber jetzt damit aussehen?

ser- oder Muschelschalen bäuften. Die vielleicht zu theuer werden, obwohl eine ganze solche Landstraße von New-Orleans an den Lake, am Kanal entlang führt!

Unter den wildwachsenden Bäumen ist es besonders der Oak-Tree (eine Art Eiche) mit seinem lang herabwallenden Moose und seinen Eicheln, der Dir am meisten begegnet. Dieses Moos wird von den Leuten zu Matratzen benutzt, da Federbetten zu theuer und für die Sommermonate häufig ganz unzweckmäßig sind. Theilweise aus diesem Mangel an eigentlich schattengebenden Bäumen, theilweise auch, weil es bei den Amerikanern heißt: „Help your self“ (Hilf dir selbst!) und er zunächst nur seinen eigenen persönlichen Vortheil im Auge hat, da das Leben nur kurz ist, siehst Du um New-Orleans nicht einen beschatteten Weg, der Dich vor den glühenden Strahlen der Sonne schützte. Da ist keine Baumreihe, keine Allee sichtbar (denn die wenigen Bäume und Anlagen auf dem Washington- oder Lafayetteplatze, einen so großen Werth auch der Amerikaner auf diese beiden Plätze legt oder die auf der Kanalstraße verdienen solche Namen, nach unseren Begriffen, kaum); da ist kein grünendes oder gelbendes Fruchtfeld, welches sich Deinen Blicken zeigte, keine durch ihren Schmelz und Blumenreichthum Dich erhebende Wiese; da ist kein Vogel, der Dich durch sein Lied erfreute, weder Lerche noch Nachtigall. Nur hin und wieder vernimmst Du einzelne Töne des sich hören lassenden Mocking-Bird (Spotthrossel), oder wie der Eingeborene stolz zu sagen beliebt, der amerikanischen Nachtigall, die aber im Vergleiche zu unserm Sänger, diesen Namen gar nicht verdient. Nicht einmal das Gezwitscher der Spatzen oder Sperlinge ist Dir vergönnt, zu hören, denn auch dieser diebische Vogel hat hier keine Heimath. Eben so wenig kannst Du Dich an dem herrlichen Fluge der Schwalben und an ihrer großen Nützlichkeit, Dich von schädlichen und lästigen Insekten zu befreien, ergötzen. An letzteren (Insekten) ist dagegen ein wahrer Ueberfluß, vom schönsten Schmetterlinge an bis zu den lästigen Mos-

kitos, Thierchen, die mit den sogenannten Rheinschnaken oder Mücken die frappanteste Aehnlichkeit haben, aber alle Menschen und Thiere durch ihre übergroße Anzahl gleich einer Schaar von Teufeln martern und quälen, sowohl bei Tage wie bei Nacht. Man ist nie vor ihnen sicher, die wenigen Tage während der Wintermonate etwa, an denen es kalt ist, ausgenommen. An jedem Bette ist darum, und zwar von der Decke bis auf's Bett ein tüllartiger Vorhang ringsum angebracht, den man niederläßt, wenn man sich schlafen legt und der Moskitobauer heißt*). Zu dem Gesagten gesellt sich noch das Zirpen und Summen von Legionen von Grillen und Fliegen, das urplötzliche Erscheinen von Ameisen, die große Fruchtbarkeit von Wanzen, das Quaken aus unzählbaren Kehlen von Fröschen, unter denen sich der Ochsenfrosch durch seine überstarke Stimme vor allen gerade nicht besonders vortheilhaft auszeichnet ꝛc. Es ist überhaupt, als hätte Mutter Natur diese ganze Gegend nur für lästige und schädliche Thiere, für Moskiten, Alligatoren, Klapperschlangen, an denen es hier gleichfalls in den sumpfigen Waldungen nicht fehlt ꝛc. geschaffen und als wolle der Mensch allein sich hier der Natur als trotzender Gegner entgegenstellen und hier nach seinem eigenen Kopfe wirken und schaffen. Wie Viele darüber den Kopf verlieren d. h. vom Tode hinweggerafft werden, bevor ihnen nur etwas Erhebliches gelungen ist, das werde ich noch weiter anzudeuten mich bemühen. — Kühe gibt es glücklicher Weise nicht.

Auch das sämmtliche Schlachtvieh gedeiht nicht auf dem Boden von New-Orleans. Es wird dasselbe theils lebend,

*) Die Bettstellen sind sehr groß, gewöhnlich 6 Fuß und mehr breit und 8 bis 9 Fuß lang. An jeder der 4 Ecken ist ein großer, hoher Stollen. An diesem sind Ringe, durch diese gehen Stangen und an diese ist der Moskitobauer befestigt, der vorsichtig niedergelassen wird, wenn man sich schlafen legt, damit sich ja keine Moskiten in demselben befinden. Der Umfang eines solchen Betts ist so groß, daß man es ein Familienbett nennen möchte. Doch gibt es auch kleinere für eine einzelne Person.

theils geschlachtet, in Fässern, auf Schiffen und Flatbooten hierhergebracht. Das Fleisch dieser Thiere scheint mir nicht besonders gesund. Da das Vieh aus den Besitzungen größerer Farmer aus Texas, Mississippi, Missuri, Alabama ꝛc. gebracht wird, so ist es wild und unbändig. Es wird so heerdenweise in die Ställe von Jefferson-City (die sogenannte Stocklanding) geführt, wo der Viehmarkt ist und die Metzger ihren Bedarf täglich zu kaufen Gelegenheit haben, seien es Kälber, Schweine, Hämmel, Kühe oder Ochsen*). Hat nun der Metzger ein (oder einige) Stück Ochsen oder Kühe gekauft, so werden sie durch eigene Leute, „Bulltreiber" genannt, von der Stocklanding in die Wohnung der Metzger gebracht. Entweder wird das gekaufte Vieh von jenen vorangetrieben, oder an sehr langen, an den Hörnern befestigten Stricken geführt. In beiden Fällen sitzt der Bulltreiber auf einem gut geschulten Pferde, das alle Berührungen des Schenkels seines Reiters genau versteht. In rasendem Galoppe setzt der Ochs voran und der Bulltreiber hinter ihm her; bei besonders wilden Ochsen haben zwei solcher Leute volle Beschäftigung. Der Ochs rennt nun bald gerade voran, bald seitwärts, bald über Zensen, bald über Gräben. Der Bulltreiber hinter ihm her. Zuweilen steht der Ochs still und scheint sich zu besinnen; dasselbe thut der Bulltreiber auf seinem Pferde ꝛc. ꝛc. Es gehört viele Uebung dazu, besonders wenn man sieht, was am häufigsten der Fall ist, wie der Ochs, der den Strick an seinen Hörnern hat und dessen Ende sich in den Händen des Bulltreibers befindet, bald rechts, bald links läuft, da eben so der Strick selbst bald in der linken, bald in der rechten Hand des Reiters sein muß. Er zieht bald den Ochsen am Stricke, bald folgt er ihm im schnellsten Galoppe, bis er endlich mit demselben an seinem Bestimmungsorte, dem Hause des Metzgers, der ihn gekauft hat, schweißtriefend angekommen ist.

*) Auch Pferde, Maulthiere, Milchkühe ꝛc. sind in den Ställen der Stocklanding zum Verkaufe ausgestellt.

Uebrigens büßt mancher Bulltreiber bei diesem gehörnten Gewerbe seine Gesundheit, mancher selbst sein Leben ein. Es wird Dir das vielleicht sonderbar vorkommen, aber doch ist es so. Da New-Orleans zur Stunde ein Schlachthaus nicht besitzt, auch nicht Lust zu haben scheint, je ein solches herzurichten, zumal es sämmtliche Metzger genöthigt hat, außerhalb New-Orleans, in Lafayette und Jefferson City ihre Wohnungen und Schlachthäuser (jeder hat an seinem Wohnhause auch sein Schlachthaus) zu nehmen, so läßt sich die Sache kaum anders machen. Kann nun ein Metzger das zur Schlachtbank geführte Stück Vieh wenigstens einige Stunden ausschnaufen lassen, so mag es noch angehen und das Fleisch weniger ungesund sein, da das aber viele, namentlich viele Gascogner nicht können, so wird es alsbald nach seiner Ankunft geschlachtet.

Wie gesund oder vielmehr wie ungesund das Fleisch von so gehetztem Viehe sein mag, kannst Du Dir selbst weiter ausmalen. — Der Metzger darf das Fleisch auch nicht zu Hause verkaufen, sondern er hat es auf den Markt zu bringen, wodurch es natürlich für das Publikum desto theurer wird. Einen Platz auf dem Markte (in New-Orleans sind 13 bis 15 Märkte) hat er jährlich mit 300 bis 600 Dollars an die Stadtkasse zu bezahlen, dazu noch für jedes auf den Markt gebrachte geschlachtete Stück Vieh, dessen Güte von der Polizei untersucht wird, eine gewisse Abgabe. Darnach richtet er seine Fleischpreise, die unter solchen Umständen nicht niedrig ausfallen können. Da nun alle Metzger reich werden oder es, wenn sie anders wollen, werden können, so denke Dir das Andere hinzu *).

*) Der Markt wird in New-Orleans schon in aller Frühe abgemacht. Die Marktplätze sind sehr umfangreich, unten mit großen steinernen Platten belegt und zweckmäßig überbaut. Gewöhnlich bestehen sie aus 3 Hauptgängen. Der mittlere ist für die Metzger bestimmt, der zur Linken und Rechten für die Händler mit Gemüsen, Obst ꝛc. Auch Stände, wo man Kaffee, Brantwein ꝛc. bekommen kann, sind da. — Das Fleisch wird nicht nach dem Gewichte verkauft, sondern nach dem Geldpreise erhält man ein Stück. Man sagt dem Metzger, ich will von dem Stück für 5, 10, 25 oder 50 Cents (5 Cents ist hier die kleinste Geld-

Ich will nun einiges Wenige über den Gesundheitszustand zu New-Orleans anfügen. Was diesen angeht, so kann er schon nach dem, was ich Dir hin und wieder angedeutet habe, unmöglich als ein befriedigender, viel weniger als ein zu empfehlender angesehen werden. Fehlt es ja dieser Stadt wie ihrer Umgebung von mehr als 150 bis 200 englischen Meilen (man nimmt eine Ausdehnung von ungefähr 5 Millionen Acres an) in's Gevierte alles das, wodurch die Gesundheit hervorgerufen, erhalten und gestärkt zu werden fähig ist. Die Luft ist durch Dünste aus den schwammigen Sümpfen den größten Theil des Jahres hindurch verpestet. Die schneidenden Nordwinde, welche von verschiedenen Seiten her New-Orleans durchziehen, sind meist so empfindlich, daß sie eher schädlich, als nützlich genannt zu werden verdienen. Ihr Nutzen, wenn denn von diesem überhaupt geredet werden kann, besteht höchstens darin, eine Menge schädlicher Dünste für kurze Zeit zu entführen. Ueberhaupt wirkt das Eigenthümliche, daß auf einen heißen Nachmittag, auf eine fast unerträgliche Gewitterschwüle plötzlich eine kühle, ja kalte Nacht folgt, höchst nachtheilig auf die Gesundheit, zumal Wohnungen, Betten, ja selbst Kleider bei den wenigsten so eingerichtet und vorhanden sind, um sich gegen so plötzlichen Wechsel auch nur einigermaßen sicher zu stellen. Die Luft also ist entweder verpestet oder so scharf, daß sie die zarten Nerven des Menschen gewaltsam erschüttert. Das Wasser ist nicht gesund, sowohl das Mississippi-, wie das oft Monate (es regnet zuweilen in zwei Monaten und länger gar nicht und dann wieder Wochen lang jeden Tag) in Cisternen stehen bleibende Regenwasser. Die Speisen, namentlich

---

sorte) und darnach macht er das Fleisch ab. Die Polizei kümmert sich nicht um die Höhe des Fleischpreises. — Der Markt wird gar häufig von dem männlichen Geschlechte gemacht, d. h. von diesem wird eingekauft. Gegen 7, höchstens 8 Uhr ist der Markt vorbei. Auf den sogenannten französischen Markt, der wohl am stärksten besucht wird, muß man schon zwischen 3 und 5 Uhr Morgens gehen, wenn man gute Sachen kaufen will, sonst kommt man zu spät.

die aus dem Pflanzenreiche fehlen der Mehrzahl der Bewohner entweder gänzlich oder sie erhalten sie in halb verdorbenem, jedenfalls in nicht frischem Zustande, daher auch von dieser Seite wenig für die Gesundheit zu erwarten ist. Man ist sonach mehr auf Milch-, Mehl- und Fleischspeisen (auch Fische, die hier sehr gut angetroffen werden, wenngleich nach unserem Preise sehr theuer) angewiesen. Aber auch die Milch ist in New-Orleans, nach fast allgemeiner Klage, nicht gut; sie ist dünn und schlechtschmeckend, was natürlich, da das Vieh jedes gesunden, frischen Futters (Heu kommt ja auch aus dem Lande, von oben) entbehren muß und die etwaige Nahrung in den sumpfigen Weideplätzen unmöglich gute Milch hervorbringen kann. Auch können Milchspeisen wegen Theurung der Milch von zahlreichen Familien nur höchst selten genossen werden. Da aber die Milch mangelt und die Eier sehr theuer sind, (das Dutzend zur Winterzeit 60 Cents oder etwa 90 Kreuzer, und wenn sie am billigsten sind, doch die Hälfte), so können die Mehlspeisen auch nicht so gut, so nahrhaft und wohlschmeckend bereitet werden, als in solchen Gegenden, wo derartige Gegenstände weniger theuer sind. Es bleibt somit besonders der Genuß von Fleischspeisen übrig, sei es nun der von gesalzenem, geräucherten oder frischen Fleische. Das letztere ist in New-Orleans in vielen Fällen, wie ich bereits angemerkt habe, von gehetztem Viehe, daher nicht besonders gesund. Vom März bis November hält sich das frische Fleisch selten einen ganzen Tag, d. h. das Fleisch, welches Du Morgens auf dem Markte gekauft hast (nur da kannst Du solches kaufen und nur des Morgens früh, nicht bei dem Metzger im Hause), ist gegen Nachmittag oder Abend hin verdorben. Das einzige Schutzmittel hiergegen ist, es in eine Eisbox zu legen, aber die wenigsten Bewohner befinden sich in der Lage, das zu können. Dieses können Gastwirthe und wohl begüterte Privatleute. Trotz der Theuerung und der sonstigen Bemerkungen in Betreff des Fleisches müssen also die Einwohner alles Uebrige übersehen und sich besonders am Fleische halten, wenn

sie überhaupt ihr Leben fristen wollen. Das geschieht denn auch fast in allen Haushaltungen, die es nur einigermaßen können. Morgens beim Kaffee erhältst Du Fleisch, zu Mittag und Abends beim Thee (dieser ist das unvermeidliche Abendgetränk in allen Haushaltungen) hast Du Fleisch. Auch viele Tauben, junge Hühner und Hahnen, die hier viel gezogen werden, (oftmals, besonders zur Zeit der Epidemien, unter fabelhaft hohen Preisen) wie sonstiges Federvieh fallen unter dem unbarmherzigen Schlachtmesser der sich nach Sättigung sehnenden Bewohner von New-Orleans. Krankheiten und Todesfälle in fast unermeßlicher Menge sind aber die unausbleiblichen Folgen solcher Luft, solchen Wassers und solcher Lebensart.

Auch die hier so vielfach künstlich bereiteten Getränke vermögen das gute und gesunde Quellwasser anderer Gegenden nicht zu ersetzen. Bier von besonderer Güte ist selten vorhanden, dazu gehören Felsenkeller, die man hier nur vom Hörensagen kennt, wenigstens, was die Eingebornen angeht; selbst das von St. Louis hierher eingeschickte Bier ist nur in seltenen Fällen gut. Das Bockbier macht zuweilen eine Ausnahme, kann aber wegen Höhe des Preises nur von wenigen Auserwählten genossen werden. — Der Wein ist höchst selten, ich möchte fast behaupten, nie rein, und entweder ein eigenes, durch Kunst hervorgebrachtes Erzeugniß dieser Stadt oder vielmehr ihrer Bewohner (Wirthe und Weinhändler) oder doch mit Whisky (Branntwein) oder Spiritus so untermischt, daß dem Weinkenner darüber jeder Zweifel fällt. — Branntwein, sogenannter Brandy (Whisky ist mehr irländischer, Brandy gewöhnlicher Branntwein), Cognak, Portwein und sonstige Getränke sind fast nie rein. — Nun werden noch verschiedenartige Getränke aus den mannigfachsten Zuthaten zu einem einzigen gemischt (gefixt, wie der Amerikaner sagt, wie denn überhaupt Alles zusammengefixt wird). Hierzu gesellt sich noch, daß alle diese Getränke mehr oder weniger, fast zu jeder Jahreszeit, natürlich im Sommer immer, mit Eis vermischt, genossen werden, was nicht jedem

Magen ist nur nichts so nichts nützlich sein dürfte. New-Orleans verbraucht nämlich Tausende von Centnern Eis in einem Jahre, da manche Familie im Sommer für 50 Cents bis zu einem Dollar täglich bedarf; nun erst das in den Tausenden von Kaffee- und Wirthshäusern. Alles dieses Eis kommt in ganzen Schiffsladungen aus dem Norden hierher und wird nach amerikanisch-praktischer Sitte in den Straßen auf Karren täglich mehrerenmale umherfahren und den Kunden, oder wer solches überhaupt kaufen will, gebracht, wobei der Jahrmarkt oft ausruft: Eis! Eis! Viele finden ihren Hauptverdienstzweig im Verkaufen des Eises und stehen sich sehr wohl dabei.

Ich will Dir nun von den gemischten Getränken nichts weiter sagen, als daß fast alle nach Whisky schmecken; ausgenommen bleibt das von Vielen hier so sehr geliebte und gern getrunkene Sodawasser, das in ungeheurn Quantitäten abgesetzt wird und bei dem schwülen Wetter herrlich labt.

Alles das nun, zu dem ich noch Mancherlei hinzufügen könnte, hätte ich Zeit und Lust dazu, gibt uns New-Orleans als einen Ort des Verderbens zu erkennen, wo der Tod in nirgends gekannter Größe jedes Jahr seine reiche und unermeßliche Beute findet. Daß mancher Deutsche hier vielleicht schon über 20 — 30 Jahre gelebt hat und noch lebt, vermag mein Urtheil nicht zu ändern. Fast jede Krankheit, von welcher hier der Eingewanderte ergriffen wird, ist schon in ihren Anfängen tödtlich. Dahin sind Ruhr, Dissenteria, Cholera, kaltes, Wechsel-, klimatisches, Gallen- und vor Allem gelbes Fieber zu rechnen, geringere Krankheiten nicht zu erwähnen. Freilich fehlt es nicht an Aerzten, wirklichen und solchen, die sich dafür ausgeben. Bringt ja jedes Jahr deren neue dahin, so daß vielleicht 300 — 400 Aerzte sich hier aufhalten. Werden ja solche zu New-Orleans in 2 Semestern, d. i. in 9 Jahren, frisch zu Markte gebracht! Die Lern- und Studierzeit derselben dauert hier in jedem dieser zwei Jahre vom November bis März oder April, dann wird der junge Mann geprüft und zum Doktor

geschlagen. Während der Zeit vom April bis November finden aus klimatischen Gründen Vorlesungen nicht statt. Zu praktischen Uebungen gibt ganz besonders das Charity-Hospital den Medizin Studierenden leider nur zu viele Gelegenheit, bei denen natürlich mancher junge Mann sein Leben einbüßt.

Du siehst hier Doktoren fast aus allen Nationen, deutsche, französische, irländische, schottische, englische, spanische, portugiesische, amerikanische ꝛc., und selbst indische, Homöopathen und Allopathen. An wirklich wissenschaftlich gebildeten und praktisch erfahrenen Aerzten ist dennoch kein Ueberfluß. Mancher stirbt, mancher zieht fort (sobald er sich einige Mittel erworben hat, und der Wechsel dauert immer. — Ist nun ein Arzt auch gerade nicht immer ein sicherer Retter vom Tode, so gereicht es doch, von allem Uebrigen abgesehen, dem Erkrankten immer zu einiger Beruhigung, sich unter den Händen eines geschickten und erfahrenen zu befinden. In dieser Beziehung wird aber, wenn auch überhaupt in Amerika, so doch ganz besonders viel in New-Orleans gesündigt. Wie viele laufen da umher, lassen sich Doktor nennen und verstehen von der Heilkunde nichts, gar nichts, waren vielleicht Schuhmacher, Seeleute, Köche, höchstens einmal Materialisten oder Apotheker. Gar Mancher, wenn er unter die Hände solcher Humbugger (ein gewöhnlicher Ausdruck des Amerikaners für unser deutsches „Aufschneider", fällt, wird hier eine sichere Beute des Todes. Man schaudert, wenn man sieht und hört, was für Händen zuweilen ein theures Leben anvertraut wird. — Ich will hier eine, in öffentlichen Zeitungen, in englischer, französischer und deutscher Sprache monatelang erschienene Anzeige mittheilen, die Dir in Betreff des Humbugs vielleicht kaum glaublich vorkommt, aber doch wahr ist. Ich habe die Nummer 2025 der täglichen deutschen Zeitung, gedruckt und herausgegeben von einer Gesellschaft Buchdrucker, New-Orleans, Freitag, den 9. Februar, vor mir.

Die ärztliche Anzeige lautet:

„An das Publikum von New-Orleans.

„Der Wundermann der Welt ist in diesen Mauern angekommen und verrichtet täglich seine wundervollen Kuren.

„Dr. Sheridan von Madame Stephans-Hospital in Dublin gibt täglich Gesicht den Blinden und Gehör den Tauben. Dr. Sheridan heilt den Krebs ohne Operation, die Hämorrhoiden in kurzer Zeit radikal. Allen jenen Personen, die an Nervenzufällen leiden, kann von dem Doktor geholfen werden. Eben so heilt er radikal alle rheumatischen Leiden und verschafft Glatzköpfen einen üppigen, vollen Haarwuchs. Die Auszehrung, wenn sie das zweite Stadium noch nicht überschritten hat, kurirt Dr. Sheridan in 21 bis 25 Tagen. Geheime Krankheiten weichen mit wunderbarer Schnelligkeit seiner Kur.

Wer sich überzeugen will, kann in Dr. Sheridan's Office gehen und zuschauen, wie er Blinde sehend macht; auch kann man sein Diplom sehen, das im Zimmer aufgehangen ist.

„Office 32 Tivoli Circle, Ecke vom Triton Walk. — Sprechstunden von 8 Uhr früh bis 6 Uhr Abends."

Ich könnte noch mit mehreren ähnlichen Aktenstücken aufwarten, doch das Vorstehende mag genügen, weil es Dir wahrscheinlich mehr sagt, als Du erwartet hast.

Gar viele Leute sterben ohne jegliche ärztliche, ja ohne jede menschliche Hilfe hinweg, da Arzt und Apotheke zu den theuersten Gegenständen gehören, zu denen dann noch ein kostspieliger Aufwärter oder eine Aufwärterin kommt. Es gibt geschickte Aerzte, welche aber einen Krankenbesuch nicht unter 5 Dollars (bei Epidemien steigt der Preis bis zu 10 und mehr) machen*). Der gewöhnliche Preis, selbst

---

*) Als ich selbst und meine Kinder am gelben Fieber nach dem Tode meiner treuen Gattin schwer darniederlagen, wünschte ich, daß mein Arzt mit einem persönlich mir befreundeten andern Arzte eine Berathung ab-

bei Aerzten, welche erſt noch Praxis ſuchen müſſen, iſt $1^1/_2$, 2 bis 3 Dollars für einen Beſuch. Der niedrige Preis wird nur dann bezahlt, wenn viele Beſuche, etwa 20 oder mehr, gemacht werden. Denke aber nur ja nicht, daß alle Aerzte hier reich werden; ach! ich habe recht geſchickte gekannt, die faſt verhungert ſind, bevor ſie Praxis hatten, und als ihnen das Glück freundlicher lächelte, erlagen ſie dem gelben Fieber als Beute, nachdem ſie die Cholera glücklich überwunden hatten! — Ein trauriges Loos! — Gar zu viel Schein und wenig Wirklichkeit in dieſer neuen Welt.

Rechnest Du zu den Koſten, welche ein Arzt verurſacht (und bei Epidemien muß das Geld bei jedem Beſuche ſogar gleich baar bezahlt werden, zuweilen mit 5 bis 10 Dollars für jeden einzelnen), noch die Arzneien, vielleicht noch einen Aufwärter zu täglich 3 bis 5 Dollars (bei Epidemien iſt oft kaum für 10 ein ſolcher zu haben), ſo iſt es kein Wunder, wenn eine nicht recht wohlhabende Familie durch keine nur 3 bis 4 Wochen anhaltende Krankheit an den Bettelſtab gebracht wird. Freilich gibt es Privatſpitäler; in dieſen iſt aber der geringſte Preis täglich 1 bis 2 Dollars. Das öffentliche allgemeine Charity-Hospital, in welchem die barmherzigen Schweſtern mit großer Aufopferung die Krankenpflege üben, und in dem über 2000 Kranke zu gleicher Zeit aufgenommen werden können, wird von Einigen gelobt, von Anderen das „allgemeine Todtenhaus“ genannt. Was Wahres an der Sache ſein mag, läßt ſich ſchwer ſagen; doch ſo viel iſt gewiß, daß, wer es irgend möglich machen kann, nicht in's Charity-Hospital geht. Dennoch hat es im Sommer faſt jeden Tag

---

halten möge. Es war meinem Arzte recht. Der andere kam. Als ich ſpäter wieder hergeſtellt war, beſuchte ich ihn und bat mir für dieſen einen Beſuch die Rechnung aus. Ich erhielt ſie und ſie lautete in engliſcher Sprache: „Für eine Conſulation mit Dr. H. 5 Dollars.“ Dieſer Herr erklärte mir, daß er, weil er meinen Sohn und mich gut kenne, nur 5 Dollars berechnet habe; der gewöhnliche Preis für einen ſolchen Beſuch betrage ſonſt 10 Dollars.

800 bis 1000 Kranke in seinen Mauern. So groß ist hier die Noth.

Während der Sommermonate, d. i. vom Mai bis Anfangs November kann man annehmen, daß von einer anwesenden Bevölkerung von 130,000 bis 135,000 (30,000 bis 40,000 mögen während dieser Zeit New-Orleans verlassen) wöchentlich zwischen 300 bis 450 und darüber sterben. In jedem anderen Monate des Jahres etwa zwischen 100 bis 200 die Woche, eine so große Anzahl von Todten, wie sie uns wohl kaum irgend eine andere Stadt in der Welt von gleichem Umfange zeigt. — Das ist das Ergebniß gewöhnlicher Jahre, wenigstens der letztern; anders gestaltet es sich, wenn Epidemien um sich greifen, wie 1853. Dann verdoppelt sich diese Zahl, ja sie steigt an's Dreifache.

Auffallend bleibt es, daß besonders während der letztvergangenen Jahre die Sterblichkeit unter den Neuangekommenen die größte war. Man wird vielleicht nicht zu viel sagen, wenn man behauptet, daß während dieser Zeit unter 100 Eingewanderten nach Jahresfrist noch kaum 15, höchstens 20 mit dem Leben davon gekommen sind. Alle Vorsicht, alle Mäßigkeit, die von vielen angewendet wurde; die Behandlung der Kranken oft selbst durch die geschicktesten Aerzte halfen nichts; der Tod nahm sie gegen ihren Willen hinweg. Verschonte sie die Cholera, oder kamen sie, von ihr befallen, glücklich durch, so war es das gelbe Fieber, welches sie hinwegraffte. Uebrigens ist Niemand vor diesen Krankheiten sicher, selbst der Eingebohrne nicht; eben so wenig der, welcher schon lange hier wohnt und also, wie man sagt, acclimatisirt ist. Sterben auch von diesen nicht so viele, als von jenen, so doch immerhin noch viele, selbst Leute, die über 20 Jahre hier gelebt haben. Auch kann eine Person öfter von dieser Krankheit befallen werden. Es ist eine abscheuliche Seuche. Sie herrschte im Sommer 1862 und 1863 wieder.

Ich habe Dir in dem Vorstehenden Gelegenheit gege-

ben, wenigstens einen Blick in das Leben zu New-Orleans zu thun (das in den übrigen Staaten und Städten ähnelt dem hiesigen, wie ein Ei dem andern, wenn es auch in gesundheitlicher Hinsicht gerade nicht überall so schlimm aussieht; ich will Dir nun Einiges aus dem politischen vorzuführen suchen. Ich halte es für Pflicht, nicht New-Orleans allein, sondern vielmehr die gesammten nordamerikanischen Freistaaten in's Auge zu fassen und das besonders mit aus dem Grunde, weil gerade das politische Leben dieses Landes in Europa, vorzüglich aber in Deutschland, jedenfalls über Gebühr gelobt wird, indem man immer nur die Licht-, nicht aber die Schattenseiten desselben den Leuten zu Gemüthe zu führen sucht. Ich muß indeß einen Schritt in's Geographische thun, abwartend, was die Zukunft bringen wird.

Die nordamerikanischen Freistaaten, oder, wie es der Amerikaner lieber hört, „die vereinigten Staaten von Nord-Amerika," das ungeheure Land von beiläufig 2,620,000 Quadratmeilen*) läßt sich des Uebersichtlichen wegen in vier größere Gruppen theilen:

I. Oestliche oder Neu-England-Staaten.

Zu diesen gehören: 1. Maine mit 35,250 QM., mit der Hauptstadt Portland; 2. New-Hampshire mit 8500 QM., der sogenannte Granitstaat. Hauptstadt ist Portsmuth; 3. Vermont, 10212 QM. mit Montpellier; 4. Massachusets, 8500 QM. mit Boston; 5. Rhode Island, 1500 QM. mit Providence; 6. Connecticut, 4764 QM., Hauptstadt New-Haven.

II. Mittlere Staaten, und zwar:

7. New-York, 47,000 QM. mit New-York; 8. New-Jersey, 6600 QM. mit Patersan; 9. Pennsylvanien, 46,000 QM. mit Philadelphia; 10. Delaware,

*) Unter den Quadratmeilen sind immer englische zu verstehen. Ich behalte vorerst noch die Gesammtstaaten im Auge, weil ich die Hoffnung hege, daß trotz des Krieges der Frieden den Gesammtstaat wieder herstellen wird.

2100 QM., mit Wilmington; 11. Maryland, 10,950 QM. mit Baltimore. Zwiſchen Maryland und Virginien liegt noch der Diſtrikt Columbia, 120 QM. mit Waſhington.

III. Südliche Staaten, und zwar:

12. Virginien, 75,000 QM. mit Richmond; 13. Nord-Carolina, 50,000 QM. mit New-Bern; 14. Süd-Carolina, 33,000 QM. mit Charleſton; 15. Georgien, 62,000 QM. mit Auguſta; 16. Florida, 55,000 QM. mit St. Auguſtine (älteſte Stadt der vereinigten Staaten); 17. Alabama, 51,770 QM. mit Mobile; 18. Miſſiſippi, 48,000 QM. mit Natchez; 19. Louiſianna, 48,320 QM. mit New-Orleans; 20. Texas, 258,300 QM. (ungefähr mit Galveſton.)

IV. Weſtliche Staaten und zwar:

21. Ohio, 44,000 QM. mit Cincinnati; 22. Kentucky, 40,500 QM. mit Louisville; 23. Teneſſe, 45,000 QM. mit Naſhville; 24. Indiana, 36,400 QM. mit Indianopolis; 25. Illinois, 55,000 QM. mit Chicago; 26. Michigan, 60,000 QM. mit Detroit; 27. Miſſouri, 65,000 QM. mit St. Louis; 28. Arkanſas, 55,000 QM. mit Little Rock; 23. Wisconſin, 100,000 QM. mit Milwaukie; 30. Jowa, 200,000 QM. mit Jowa.

Dazu wird noch das weſtliche oder Indianer-Territorium mit ungefähr 240,000 QM. gezählt; das Miſſouri-Territorium mit etwa 300,000 QM.; das Oregon-Territorium mit ungefähr 450,000 QM. und endlich Ober-Californien, 36,000 QM. mit San Francisco.

Jeder dieſer Staaten oder dieſer Territorien bildet für ſich ein Ganzes mit eigener Regierung. Die vorſtehend beigefügten Städte ſind nicht immer auch die Sitze der Regierungen, vielmehr nur die umfangreichſten. Letztere werden nach der Zweckmäßigkeit gewählt und befinden ſich oft in kleinen Städten. Darüber entſcheidet das Volk, das iſt, die ſtimmfähigen Bürger, durch Abſtimmung.

Jeder Staat hat seine ihm eigenthümlich zugehörenden Rechte, über die oftmals die Ansichten so weit auseinandergehen gehen. Trotz aller dieser Verschiedenheiten bilden alle Staaten wieder einen Gesammtstaat unter dem schönen*, weiten Mantel der amerikanischen Gesammtverfassung, zu deren Wahrung der Präsident zu Washington von vier zu vier Jahren erwählt wird. Sein Stellvertreter ist der Vicepräsident, auch von vier zu vier Jahren gewählt. Ihm zur Seite steht eine vollziehende*) und eine gesetzgebende Gewalt. Letztere wird auch Congreß oder Bundesversammlung genannt, weil jeder Staat eine Anzahl Abgeordneter, um hier zu wirken, erwählt. Die Berathung geschieht in zwei Häusern, dem Senate (der Vorsitzende ist hier der Vicepräsident) und dem Hause der Repräsentanten (dieses wählt seinen eigenen Sprecher) für je 47,000 Einwohner (künftig für je 60,000 Einw.) ein Glied auf zwei Jahre**). Was nun hier in Washington (im sogen. weißen Hause) berathen und zum Beschlusse erhoben wird, ist im Allgemeinen maßgebend für den ganzen Umfang des unermeßlichen Landes. Den auf solche Weise entstandenen Einrichtungen und Gesetzen hat der Einwanderer, will er Bürger dieses Landes werden, Treue zu schwören. Er wird dazu von Niemandem genöthigt; es es bleibt das dem Ermessen eines Jeden überlassen, und gibt es Leute, welche zehn Jahre und länger hier wohnen, ohne je Bürger geworden zu sein oder geschworen zu haben. Würde man sich nun immer auf diesem Boden bewegen; würde man an den Einrichtungen, die sich ein freies Volk durch seine von ihm selbst gewählten Abgeordneten gegeben hat, festhalten: so könnte ein Leben, eine

*) Die vollziehende Gewalt, vom Präsidenten unter Zustimmung des Senats gebildet, besteht aus dem Staats-, Kriegs- und Marinesekretär, dem Staatsschatzmeister, dem Generalrechtsanwalt und dem Generalpostmeister, welche nach seinen politischen Ansichten die in ihren Kreis einschlagenden Geschäfte zu besorgen haben.

**) In den sogenannten Sklavenstaaten rechnet man 5 Sklaven für 3 weiße Bürger. Die Sklavenhalter geben statt ihrer die Stimmen.

Ordnung sein, wie sie der Politiker von echtem Schrot und Korn nur immer wünschen mag. Aber auch hier kommt leider, wie überall, ganz besonders in der Neuzeit, die Leidenschaft der Parteien und verbittert sich in kaum begreiflicher Weise das Leben. Den Hauptausschlag zu dieser Verbitterung gab ohne Zweifel die Sklavenfrage, welche von den sogenannten Natives, die sich die Eingeborneg und also die Bevorzugten wähnten, je nachdem sie in den südlichen oder nördlichen Staate wohnten, verschieden ausgelegt wurde. Die im Norden, welche sich auch Republikaner nennen, waren gegen die Sklaverei. Ihnen fast gegenüber stehen die sogenannten Demokraten, sowohl des Südens wie auch selbst des Nordens. Dieselben unfreundlichen Demokraten suchten daher fast immer einen Präsidenten ihrer Farbe zu erwählen. Die Republikaner waren darüber erbittert und erst bei der letzten Wahl setzten sie ihren republikanischen Candidaten, den jetzigen Präsidenten Lincoln, durch. Was lange unter der Asche geglimmt, trat jetzt ein. Es sagten sich vom Bunde los oder es bildeten einen Sonderbund die Staaten: Süd-Carolina, Mississippi, Florida, Alabama, Georgia, Louisiana, Texas, der größte Theil von Virginien, Arkansas, Nord-Carolina und ein Theil Tennessee's. Treu dem Bunde blieben von den ursprünglichen dreizehn Staaten nur: New-Hampshir, Massachusets, Rhode-Island, Connecticut, New-York, New-Jersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland und ein Theil von Virginien. Von den später hinzugekommenen Staaten: Maine, Vermont, Kentucky, Ohio, Michigan, Indiana, Illinois, Wisconsin, Minnesota, Jowa, Missouri, Kansas, Californien, Oregon und ein Theil von Tenessee. Dazu die Territorien Washington, Nevada, Utach, Colorado, Dakota, New-Mexiko mit Arizona und der Distrikt Columbia. Zwischen Nord und Süd in der Mitte stehen jene Staaten, welche zwar Sklaven halten, aber theils aus freiem Willen, theils durch die Macht des Nordens gezwungen, an dem Kriege nicht auf Seite der Südstaaten Antheil genommen

haben oder wenigstens nur theilweise. Hierher gehören: Delaware, Maryland, Missouri, Kentucky und Tenessee. Viginien, Mississippi und Louisiana haben zwar überwiegend Partei für den Süden ergriffen, allein es sind bedeutende Strecken ihrer Gebiete von den Bundestruppen besetzt. Die Gegensätze sind nun ungefähr diese: Die sklavenfreundlichen Demokraten selbst des Nordens dringen auf Frieden und wollen den Süden nicht loslassen; die Republikaner dringen auf energische Fortsetzung des Kriegs und sagen: Laßt den Süden los. Wir werden ohne ihn stärker sein. Man kann die Gegensätze vielleicht auch so ausdrücken: Soll in Zukunft die Sklaverei oder die freie Arbeit das Lebensprinzip der Vereinigten Staaten sein. Die sogen. Demokraten scheinen das Erstere, die sogen. Republikaner das Letztere zu wollen.

Trotzdem nun Amerika von Fürsten nicht regiert wird, ein stehendes Heer nach europäischen Begriffen nicht bezahlt und Beamte bei weitem in solchem Grade nicht ernährt werden müssen, wie das Alles in Europa der Fall ist, so sind doch die Abgaben nicht gering, um die verschiedenen Staatsmaschinen im Gange zu erhalten. Zunächst ist es ein bedeutender Eingangszoll auf alles, was nicht aus den vereinigten Staaten selbst kommt, den aber natürlich die Bewohner wieder durch die Theuerung der Waaren bezahlen müssen. Dann muß für die Betreibung eines jeden Geschäfts eine doppelte Abgabe (Taxe) entrichtet werden, eine Staats- und eine City- (Stadt)-Taxe, wovon letztere häufig die bedeutendste ist. Die Taxe richtet sich gewöhnlich nach der Größe, dem Umfange und der Beschaffenheit des Geschäfts und geht von 10 Dollars für ein ganz geringfügiges Hausiergeschäftchen bis in die Hunderte von Dollars für ein Kaffeehaus*), eine Großerie, und ein Geschäft mit Großhandel, dazu ge-

*) New-Orleans hat nur 2600 Kaffeehäuser! — Die Steuern sind längst erhöht worden.

ſellt ſich noch eine Abgabe auf liegende Gründe. Daß jetzt bei den ungeheuern Kriegskoſten ſehr bedeutende Steuern erhoben werden und erhoben werden müſſen, iſt ganz natürlich und verſchwindet darum der Wahn, man zahlt in Amerika keine Steuern, immer mehr. Der Krieg, welcher nun über $2^1/_2$ Jahr gedauert hat, koſtet bereits gegen 5000 Millionen Dollar und führte über 3 Millionen Menſchen in den gegenſeitig ſo blutigen Kampf. Daß der Auswandernde unter dieſen Umſtänden weit weniger in jenem Lande, als ſonſt zu erwarten hat, iſt klar, denn Frieden, Ruhe und Freiheit von der Conſcription ſind für lange dahin.

Die Beamten, (ſowohl die Juſtiz-, wie Richter und weiter auf wie abwärts), die Finanz-, Polizei-, Gemeinde-ꝛc. Beamten, Lehrer, werden alle durch die Bürger und gewöhnlich nur auf die Dauer von einem Jahre gewählt. Wie da von den Parteien wie von den Einzelnen gewählt, wie Himmel und Hölle in Bewegung geſetzt werden, um dieſen oder jenen in dieſe oder jene Stellung zu bringen, oder dieſes oder jenes Amt für ſich zu erhaſchen, Dir das handgreiflich zu ſchildern, iſt meine Feder zu ſchwach. Daß Wein, Branntwein, Geld, Pulver und Blei, ſelbſt der Dolch nicht ſelten hier ihre wirkſame Rolle ſpielen, ſind bekannte Dinge. Dieſes wird auch ſobald nicht anders werden.

Da nun die Mehrzahl der Beamten entweder gar keinen oder doch verhältnißmäßig nur einen geringen Gehalt bezieht, ſo müſſen hier die Sporteln den größtmöglichen Ertrag abwerfen. Wer darum in die Lage kommt, mit Gerichts- oder ſonſtigen Beamten verkehren zu müſſen, ſorge ja für Geld, für viel Geld, ſonſt kommt er zu kurz, trotz dem, daß die Gerichtsverhandlungen alle öffentlich ſind. Von der Größe ſolcher Sporteln kannſt Du Dir vielleicht eine kleine Vorſtellung machen, wenn ich Dir ſage, daß eine einfache Beglaubigung einer Unterſchrift 2 Dollars koſtet und dazu wird nicht etwa, wie in Europa,

Stempelpapier genommen (solches kennt man in Amerika gar nicht), sondern ein Blättchen gewöhnlichen Papiers, das Du mitbringst. Beamte werden denn auch, selbst wenn sie nur wenige Jahre ein Amt verwalten, häufig wohlhabende, oft selbst reiche Leute. Und dabei habe ich nur gesetzlich Erlaubtes im Auge: wie oft aber gesellt sich noch Unerlaubtes hinzu? Und wer hat das Alles wieder zu bezahlen? — Niemand anders, als der Bürger. Ob nach diesem die Recht haben, welche behaupten, in Amerika bezahle man keine Abgaben oder Steuern, überlasse ich Deiner eigenen Beurtheilung.

Trotz aller dieser Abgaben ist aber weder das Eigenthum, noch das Leben der Menschen besonders gesichert, wie die vielen Diebstähle, Feuersbrünste, Mordthaten und Mordanfälle, die in jeder Woche, zuweilen an jedem Tage statthaben, mehr als hinreichend beweisen. Freilich darf man aber auch auf der andern Seite nicht außer Acht lassen, was für Menschen in den bei Weitem meisten Fällen aus fast allen Ländern der Erde nach Amerika einwandern; daß die Verschiedenheit in Sitten und Gebräuchen, besonders die Unkenntniß in der Sprache, manchen Wirrwarr 2c. veranlassen. Sind ja auch die europäischen Staaten nicht frei von derartigen Erscheinungen, trotzdem so viele Uebelgesinnte auswandern und mehr so zu nennende Brave bleiben! — Ob es nach beendigtem Kriege besser werden wird, ist abzuwarten.

Wie sehr nun durch der Leute eigenes Verschulden der vielleicht (?) glücklich sein könnende Zustand Amerika's verdunkelt wird, leuchtet ein. Wie bald alles dieses anders, d. h. besser, werden kann und werden wird, ist schwer zu bestimmen. Viele, sehr viele Menschenfreunde sind auf diesem Felde thätig, und zu wünschen bleibt für die Amerikaner jedenfalls, daß Verstand und Herz der Menschen sich vereinen, um sich nicht gegenseitig zu verbittern, was die Natur, was die eigenen geschaffenen Gesetze Gutes an sich haben. Des Lebens Kampf ist an sich schon schon schwer

genug, ohne ihn sich noch durch oftmals so unnöthigen Wermuth zu verbittern.

Wollte ich nun über den gesundheitlichen Zustand der einen oder andern Gegend der nordamerikanischen Freistaaten Dir ein gedrängtes Bild vorführen, so würde mich das, von den kaum zu überwindenden sonstigen Schwierigkeiten zu reden, auf einen Weg bringen, der mich mein vorschwebendes Ziel erst auf langen Umwegen erreichen ließe und Dich am Ende doch nicht befriedigte. Doch will ich Dir mein Urtheil in Beziehung auf den in Rede stehenden Gegenstand nicht vorenthalten. Es läßt sich in die wenigen Worte fassen: „Es gibt in den vereinigten Staaten von Nordamerika Gegenden, von denen die eine weniger ungesund ist, als die andere.“ Was man nach echt deutschen Begriffen eine recht gesunde Gegend mit Recht nennen könnte, so dürfte eine solche wohl noch erst aufgefunden werden müssen. Es klingt Dir dieses Urtheil vielleicht hart, aber nach meiner Erfahrung und nach den Mittheilungen, die mir von gar vielen Seiten in Amerika mündlich wie schriftlich wurden, kann ich unmöglich anders urtheilen, wenn ich Dich auch bitte, meinem Urtheile ja nicht das der Unfehlbarkeit beilegen zu wollen. Vielleicht, daß Andere anders urtheilen*). — Doch ich will zu den Erinnerungen an New-Orleans und an die Freistaaten zurückkehren.

Man sollte glauben, in einer Stadt, in welcher die Sterblichkeit so groß und so plötzlich ist (ich habe Fälle erlebt, in denen gesunde Leute, welche von der Cholera ergriffen wurden, nach 2, 3 und 4 Stunden todt waren, beim gelben Fieber nach 3 bis 5 Tagen), würde die Geselligkeit und das Anschließen des Menschen an den Menschen von der Art sein, daß man sie eine herzliche

*) Daß nach einem Jahrtausend die klimatischen Verhältnisse sich günstiger gehalten werden, dafür bürgt unser deutsches Vaterland, wenn wir nur tausend Jahre in der Geschichte zurückblicken.

oder doch wenigstens eine gemüthliche nennen könnte. Da irrt man aber sehr. Mit den Worten: „Hilf Dir selbst," „das Leben ist kurz" ꝛc. sucht Jeder für sich zu genießen, was ihm nur irgend möglich ist, sucht Jeder zu gewinnen, so weit er es nur mit seinen Kräften vermag. Das Kapital, sei es das Klingende oder das der Kräfte, wird bis zu den höchst möglichen Prozenten hinaufgeschraubt. — Ich kann nicht unterlassen, hier beiläufig zu bemerken, daß für geliehenes Geld acht vom Hundert der geringste Zinsfuß ist, daß aber diese Prozente beim Darlehen selbst sogleich abgezogen werden, Du also statt 100 nur 92 Dollars erhalten wirst. Uebrigens wechselt der Zinsfuß und steigt bis zu 12 vom 100 und noch höher.

Bei Leuten, welche Vertrauen genießen, wird auf einen einfachen Handschein, sogenannte Note, Geld geliehen. Dieses ist überhaupt am gewöhnlichsten. In Fällen, wo zu s. g. Verschreibungen gegriffen werden müßte, kommen Anleihen nur schwer zu Stande. Diese Noten sind ein ganz gewöhnliches Blättchen Papier, auf welchem A. verspricht, an B. die Summe von so und so viel nach so und so langer Zeit mit so und so viel Zinsen vom Hundert zurück zu zahlen. Mit oder vielmehr auf solche Noten kann man in Nothfällen wieder von einem Andern Geld erhalten. Doch müssen solche in Noten gegebene Versprechungen sehr gewissenhaft, auf den Tag, ich möchte fast sagen auf die Stunde erfüllt werden, sonst sind Kosten und später Prozesse die Folgen. — So ist es in ganz Amerika, ebenso mit der Geselligkeit, über welche alle Gebildeten in hohem Grade klagen. Es ist überhaupt schwer, daß das deutsche Element sobald zu voller Geltung kommt. Einige wenige Ausnahmen können gar nicht maßgebend sein. In der Verwaltung, im Heere, und wo es sonst sein mag, schwimmt die sog. englische Partei oben, d. h. sie hat die besten Stellen inne und gibt gleichsam den Ton an. Auch dieses bleibt niederdrückend für den denkenden Deutschen, der jenseits des Meeres eine neue Heimath zu gründen hofft.

Von ſonſtigen Zwecken, wie etwa das Wohl der Menſchheit befördert werden könne ꝛc. von Gewiſſenhaftigkeit (Uneigennützigkeit kennt man kaum) und Derartigem wiſſen gar Wenige etwas. Es gilt da nicht die Frage: Hat die Sache A. wirklich den Werth, welchen man für ſie fordert? Sie gilt das eben. Willſt Du ſie nicht, ſo laß es, oder, iſt die Arbeit, ohne zuvor ausbedungen zu ſein, zu welchem Preiſe verrichtet, ſo haſt Du zu bezahlen, mag Dir Dein Verſtand auch hundertmal ſagen, das iſt zu viel, das iſt geprellt. Wirſt Du verklagt, ſo bekommſt Du noch die Gerichtskoſten, die hier immer ſehr hoch ſind, dazu, denn das Gericht entſcheidet jedenfalls zu Gunſten des Arbeiters, der hier vielfach durch das Geſetz in Schutz genommen iſt. Haſt Du einen Knecht, eine Magd, einen Gehilfen ꝛc. auf einen Monat gedingt (auf längere Zeit miethet man nicht), und er geht ſchon nach etwa vierzehn Tagen freiwillig fort, weil es ihm bei Dir nicht gefällt, ſo mußt Du Dir das gefallen laſſen und ihn bis zum letzten Tage ſeines Bleibens bezahlen. Schickſt Du ihn aber fort und er hat nicht Luſt zu gehen, Du zwingſt ihn indeß mit Gewalt, ſo haſt Du, und wäre es in den erſten acht Tagen, ihm den Gehalt vom ganzen Monate zu bezahlen und dazu die Gerichtskoſten, wenn Du es nicht gutwillig thuſt. Zu was für Scenen das oft Veranlaſſung gibt, denke Dir ſelbſt hinzu; eben ſo wie das Geſinde ſein mag.

Der Lohn für Geſinde iſt nach hieſigen Begriffen ſehr hoch, 10 Dollars und mehr für eine Magd, wenn ſie kochen und waſchen kann; 12, 20 und mehr für einen Knecht, dabei aber volle Beköſtigung und Wohnung. Ich habe Schmiedegeſellen ꝛc. gekannt, welche bei guter Beköſtigung und Wohnung monatlich 28, 30 und mehrere Dollars Lohn erhielten. Doch es heißt hier: Wie gewonnen, ſo zerronnen. Recht wenige Arbeit, — recht große Bezahlung, das iſt ſo ganz gäng und gäbe. Daher auch kommt es, daß ſelbſt bei ſolchen, welche durch die Bande des Blutes näher

verbunden sind oder es doch schon nach den gewöhnlichen Naturgesetzen ganz besonders sein sollten, wie unter Kindern und Eltern, Geschwistern ꝛc. oft nach Verlauf von wenigen Jahren eine solche Kälte und Gleichgiltigkeit eintritt, die Jeden, unbekümmert um den Andern, seinen eigenen Weg gehen läßt. Daher der so leichte Sinn, wenn Eltern, Geschwister, Landsleute, plötzlich vom Tode hinweggerafft werden. Ja, heißt es dann, das ist einmal so, daran muß man sich gewöhnen. Dann wird sich schwarz gekleidet, das männliche Geschlecht trägt Flor am Hute und die Sache ist abgemacht. — So ist es überall in Amerika, nicht blos hier, mag man das auch von gewissen Seiten in Abrede stellen wollen.

Es schaudert einem anfänglich, wenn man die vielen mit Flor umwundenen Hüte, die vielen schwarz gekleideten Damen und Kinder sieht, weil keine Stadt in der Welt fast fort und fort so viele Trauerzeichen zur Schau trägt. Ist man aber erst dahinter gekommen, daß auch das meist nur Humbug ist, so übersieht man solche Aeußerlichkeiten mit einer gewissen Gleichgiltigkeit. — In diesem Streben nun, nur zu genießen und für sich zu sorgen, ist auch der Grund einer fast gänzlichen Unbekümmertheit um Andere zu suchen. — Ich bin mir selbst der Nächste, das ist der Hauptgrundsatz. So verkümmern unzählige. Von den wenigen Leuten, welche vorankommen, sprechen viele; von den vielen, welche zu Grunde gehen, keiner oder sehr wenige.

Man hat sich freilich, nach meinem Dafürhalten wenigstens scheinbar, vielfach bemüht, eine Art von *geselligem* Leben zur Schau zu tragen, — heimisch zu machen, kann es nicht genannt werden. Man war aber entweder in der Wahl der Mittel nicht glücklich, da sie Geld, viel Geld kosten, oder man kennt den rechten Weg, der zur eigentlichen Geselligkeit führt, gar nicht. Der Humbug ist die Hauptsache. Fehlt ja die Uneigennützigkeit durchaus.

Vielleicht erleichtert oder erschwert man die Aufnahmen zu sehr. Das weibliche Geschlecht ist denn bei allen Vereinen wie ausgeschlossen, natürlich bei Bällen nicht, wo die Damen, wie überall, die erste Rolle spielen. Vielleicht hat man auch bei den Vereinen weniger die Geselligkeit, als sonstige sociale oder politische Zwecke im Auge. Ich möchte fast behaupten, auch hier ist der Humbug die Hauptsache.

Um Dir doch zu zeigen, daß es hier, wenigstens dem Namen nach, nicht an Vereinen fehlt, will ich Dir, sind es gleich nur Namen, einige anführen. Ich rechne dahin etwa dreißig Freimaurerlogen in der einen Stadt New-Orleans. Sie sind vielfach über die Freistaaten verbreitet. Die Aufnahme ꝛc. soll viel Geld kosten und die Brüderlichkeit, einige Aeußerlichkeiten abgerechnet, gar gering und schwach sein, noch geringer und schwächer, als man hier und da in Deutschland behauptet; die Old-Fellows, auch eine Art Freimaurerverbrüderung, die in vielen Zweigen über New-Orleans und Umgegend (überhaupt in Amerika) verbreitet ist, sich durch öffentliche Züge zuweilen breit macht und bedeutende Summen kostet, aber doch verhältnißmäßig wenig für die zur Schau hingestellten Grundsätze thun soll. Freunde von Schein finden sich allerdings, wie man hört, zuweilen in solchen Kreisen wohl. Dann ist für jeden der vier Distrikte, in welche New-Orleans eingetheilt ist, ein deutscher Verein. Dazu ein deutscher St. Josephs-Waisenverein; ein deutscher Louisianna Draymannsverein (es sind dieses die Karren- oder Rollwägeninhaber) ꝛc. Wie die Deutschen, so haben auch Irländer, Franzosen, Amerikaner ihre Vereine. So gibt es einen Schweizerverein, einen portugiesischen Wohlthätigkeitsverein ꝛc. Dazu die militärischen Vereine, wie die Jefferson Garde-Compagnie, die Füsilier ꝛc.; Turnverein, Singverein; die verschiedenen Feuer-Compagnien, nach ihren verschiedenen Nummern, wie Louisianna Feuercomp. Nr. 10; Jefferson Feuercomp. Nr. 22; Pionnier Feuercomp. Nr. 1; Vigilant Feuercomp. Nr. 3 ꝛc.

Außerdem der Barbierbund, der Barkeeper-Verein (die Kellner) ꝛc. ꝛc. Dazu gesellen sich noch die mannigfaltigen Vereine bei den verschiedenen religiösen Genossenschaften. Liest und hört man das (alle amerikanischen Zeitungen sind voll von derartigen Anzeigen), so kommt man zu der Ueberzeugung, daß es kaum in einem Theile der Erde mehr Gesellschaften, Verbindungen und Vereine geben kann, als hier. Und dennoch nichts von dem, was man nach deutscher Sitte „Geselligkeit, verbunden mit Gemüthlichkeit," nennen könnte. Aber desto mehr Gelegenheit, Geld und Gesundheit einzubüßen, denn das Geld und dessen Vergeudung scheint überall Hauptsache.

Am wirthlichen Schenktische sollte man zuweilen versucht sein, den Gedanken zu fassen, das Leben sei in Amerika gesellig; aber auch dieser Traum dauert gewöhnlich nur so lange, bis die Gläser ausgetrunken sind und dann sehen sich die Trinkenden vielleicht höchst selten oder wohl gar nie mehr wieder. „Ja," sagte einst ein Biedermann, „an der Bare (Schenktisch des Wirthes), hatte ich Bekannte genug, die mich viel Geld kosteten (durch das sogen. Tractiren, was über ganz Amerika so sehr verbreitet ist), aber einen Freund suchte ich seit Jahren vergebens."

Selbst das gemüthliche Band des ehelichen Zusammenlebens, häufig das Einzige, was einem fühlenden Manne, einer gefühlvollen Frau neben der Religion das Leben erheitert, oder doch wenigstens genügend und lebenswerth macht, selbst dieses ist leider in gar zu vielen Fällen ein lockeres und auf Schein gegründetes. Auch hierher, in dieses Heiligthum, wie ich es nennen möchte, hat sich der Humbug Eingang zu verschaffen gewußt. Der Eine nimmt eine Frau, um sie bei einer öffentlichen Gelegenheit, im Theater, auf dem Balle (Bälle sind fast in jeder Woche bei den einzelnen Gesellschaften ꝛc.), zeigen zu können, im Uebrigen geht er seinen Weg, wie es ihm beliebt. Ein Anderer nimmt sich ein Weib, um ein Obdach, einen Ruhepunkt, eine Pflege zu haben, wenn ihn das sonstige Leben an-

ekelt 2c. Aehnlich, wie bei vielen Männern, ist es auch bei vielen Frauen. Auch sie gehen ihre eigenen Wege und finden nur zu häufig im sogenannten beschäftigten Müssiggange und im Putze ihres Lebens schönstes Glück, denn an ein Arbeiten im deutschen Sinne sind wenige gewöhnt.

Das Alles kommt Dir noch sonderbarer vor, wenn Du weißt, oder siehst, mit welcher Aufmerksamkeit die Ladies- (Damen-) Welt der äußeren Form nach in Amerika behandelt wird. Da heißt es am Eisenbahnwagen und im Omnibus in großer Schrift „Expressly for ladies" (besonders für Damen) oder: „Positively no smoking" (es darf durchaus nicht geraucht werden). Du bewunderst das Zuvorkommen, mit dem eine Lady (spr. Lädie), wenn sie in einen Omnibus 2c. steigt, von dem ersten besten Herrn behandelt wird, mag die Dame alt oder jung, hübsch oder garstig sein; wie Herren an der Seite von Damen diesen die besten Fußpfade einräumen, sie überhaupt mit Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten überhäufen 2c., und wie dennoch das Alles nur Schein, nur Humbug ist. — Die Ehen werden rasch geschlossen und eben so rasch aufgelöst, indem der eine Theil den andern sitzen läßt.

Wie es in Amerika mit der Erziehung der Kinder aussehen mag, kannst Du Dir vorläufig selbst ausmalen, und kein Wunder, wenn die jetzige Generation und ihr Wirken denkende Menschenfreunde zum Kopfschütteln veranlaßt. Man kann unmöglich solchem Staatsgebäude, wenn die Mehrzahl der einstigen Bürger solche Wege einschlagen sollte, was doch leider nur zu wahrscheinlich, eine eigentlich beglückende oder überhaupt günstige Zukunft stellen *) Wo die Bande des Familienlebens gelockert, wo in denselben Gefühl für Religion, Liebe, Wahrheit und Gewissenhaftigkeit auf die niedrigsten Grade zurückgeführt sind, da läßt

*) Die jüngste finanzielle Krisis scheint einstweilen eine Wegweiserin zu dem zu sein, was da noch weiter kommen kann. Eine Besserung scheint unendlich fern. — Der jetzige Krieg ist mit eine weitere Folge, mögen auch die Zeitungen uns allerlei andere Dinge vorbringen.

sich überhaupt, gar manches andern, das zum Glücke von Familien, Gemeinden und Staaten gehört, nicht zu gedenken, für die Folgezeit wenig Gutes erwarten.

Auch die weiter folgende Erziehung in den öffentlichen wie privatlichen Erziehungsanstalten schlägt einen ähnlichen — kalten Weg ein. Von Grundsätzen, die dem Jünglinge, der Jungfrau als eine Mitgift, als Pfeiler für das einstige Leben erscheinen könnten, ist fast nirgends die Rede. Alles entweder kalte Abrichtung oder höchstens nur für das praktische Leben berechnet. — Tritt nun gar noch eine religiöse Corporation, etwa wie die Methodisten ein, so wird das Aeußere eines religiösen Cultus wohl gar noch als Magd benutzt, um die Menschen völlig irre zu führen. Aber wie viele wachsen ohne allen Unterricht, ohne jegliche religiöse, ohne jede Schulbildung auf! Mehr als irgend wo anders. Darin denn wohl mit hat es seinen Grund, daß Mordthaten, Feuersbrünste ꝛc. in jeder Woche, ja zuweilen an jedem Tage vorkommen. Als bei zu häufigen Feuersbrünsten (an drei oder vier Ecken fast an jedem Abende) davon die Rede war und geäußert wurde, es müßten die Versicherungen erschwert werden ꝛc., hieß es: Die Versicherungs-Compagnien erhalten ja Prozente genug. Es ist recht gut, wenn es viel und oft brennt, da bekommen die Leute auch Arbeit, an der es eben vielfach fehlt ꝛc. Freilich bemüht sich die Polizei, sich solchem Treiben entgegenzustellen, aber auch über sie wird vielfach geklagt, weil die Allgewalt der Kräfte der Dollars die harten Gemüther der Offizianten nur in zu vielen Fällen erobern soll. Sie sind ja nur für ein Jahr in ihrem Dienste! und während dieses Zeitraums suchen auch sie zu gewinnen, so viel ihnen möglich ist.

Um das Bild dieser Erinnerungen an Amerika möglichst vollständig zu geben, will ich auch der Religion oder Gottesverehrung gedenken, da deren Wichtigkeit und hohe Bedeutung von Vielen mißkannt oder mißdeutet wird.

Versteht man unter dem Worte Religion jenes Geschenk

des Himmels, welches dem Menschen hienieden Kraft und Muth verleiht, im Glücke nicht übermüthig zu werden und im Unglücke nicht zu verzagen, sondern voll gläubigen Vertrauens zum Allvater im Himmel getrosten Blickes in die Zukunft, ja in ein besseres Jenseits des Grabes zu schauen: so dürfte solche Anschauungsweise sich in Amerika vielfach nur unter Zerrbildern erblicken lassen. Von einem Christenthume in der That und Wahrheit kann wohl nur unter Wenigen ernstlich die Rede sein, von Abarten desselben dagegen desto mehr. Vom hartnäckigsten Unglauben bis zum lächerlichsten Aberglauben finden sich alle Zwittergestalten, ein Gebiet, das, so weit und breit es auch ist, überall, wenigstens scheinbar, seine Jünger zählt und zeigt. Es tritt dieses auch, ob zu Gunsten der amerikanischen Bevölkerung, bleibe hier unerörtert, bei dem Treiben der Menschen zu sehr für den nur einigermaßen aufmerksamen Beobachter zu Tage. Denn die, welche einen Gott und eine einstige Vergeltung, wie eine Unsterblichkeit leugnen, deren Streben kann und ist nur auf das Irdische, das Erwerben und den Genuß des Erworbenen gerichtet, gar häufig unbekümmert, in wie weit dieses selbst auch nur mit naturrechtlichen Grundsätzen übereinstimmt.

Andere Glaubens- oder Konfessionsgenossen glauben durch Rutschen auf den Knieen, durch plötzliche Eingebung des heiligen Geistes (die Methodisten, Baptisten 2c.) ihren Genossen vorleuchten und in den sonderbarsten Formen die Gaben der Gottheit erflehen zu müssen. Doch im geschäftlichen Verkehre werden sie alsbald erkannt, denn Lug und Betrug scheint bei vielen von ihnen zu ihren erbetenen Tugenden zu gehören.

Ich könnte Dir verschiedene sogenannte Konfessionen anführen, denn die Sektenzahl geht in's Fabelhafte und ist so groß, wie in keinem Lande der Erde, dürfte ich nicht voraussetzen, es wäre Dir das Alles hinreichend bekannt. Aber berührt zu werden verdient es doch wohl, daß im 19. Jahrhunderte nach Christus ein Fall vorkommen konnte

(andere will ich nicht erwähnen), in dem die Eltern ihr Kind behext glaubten und auf den Rath eines dieser Sekte angehörenden sogen. Geistlichen, das Bett, in welchem das Kind geschlafen hatte, in der Nähe eines Waldes von Schüssen durchbohrt werden mußte, um den vermeintlichen Teufel auszutreiben!

An Kirchen und Kirchlein, aus Brettern, Bricks oder Steinen gebaut, ist kein Mangel, eher Ueberfluß, denn, Pilzen gleich, wachsen sie aus dem Boden. Die häufig nur sogenannten Geistlichen irgend welcher Konfession oder Sekte wissen schon ihre Leute herauszufinden und von diesen die erforderlichen Mittel zu erhalten, da bekanntlich der Staat als solcher auch nicht das Geringste, nicht einmal einen Bauplatz, zu kirchlichen oder religiösen Zwecken hergibt. Bauplatz, Kirchenbau, innere Ausschmückung des Gotteshauses, Besoldung der Geistlichen ꝛc. haben immer und überall die Konfessions- oder Sektengenossen herbeizuschaffen.

Von einer hehr oder heilig zu nennenden Feier eines Sonn- oder Festtages kann übrigens hier bei Unzähligen gar nicht die Rede sein. Freilich soll der Sonntag, selbst nach staatlichen Gesetzen, gefeiert werden, aber es geschieht dieses nicht, wenn der Einzelne nicht will. Was an den Werktagen unter saurem Schweiße verdient wurde, wird von gar vielen an einem Sonntage darauf in den Kaffeehäusern verjubelt. Fünf, sechs bis zehn Dollars sind in wenigen Stunden, ohne besondere Genüsse gehabt zu haben, durchgebracht. In jenen Staaten, in welchen die Temperanzgesetze (Mäßigkeit) fast bis an's Lächerliche in Kraft getreten sind, und wo die Puritaner die größere und vorherrschende Masse ausmachen, wird die äußere Sonntagsfeier bis in's Kleinliche, ja Lächerliche gehandhabt, wie Du ja aus den Zeitungen wissen wirst, ohne nennenswerthe Frucht, Heuchelei etwa ausgenommen, hervorzubringen.*)

*) Ein Schriftsteller sagt: Amerika ist das Land der Secten, das Land, wo die Religion auf allen Gassen schreit, aus jedem Winkel schaut, wo sie unaufhörlich die stärksten Thaten hervorbringt, und, glaube ich, nirgends weniger wahrhaft beseligt.

Da es der amerikanische Staat als solcher nur mit Menschen zu thun hat, unbekümmert um das Glaubensbekenntniß derselben, so ist es auch jedem Einzelnen gestattet, sich kirchlich trauen oder nicht trauen, seine Kinder taufen oder nicht taufen zu lassen. Da in den amerikanischen sogenannten Freischulen (für diese Anstalten sorgt der Staat und die politische Gemeinde im großartigsten Maßstabe. Schulgeld wird nicht bezahlt. Alle Bücher, Tafeln, Papier ꝛc. werden den Kindern ohne die geringste Bezahlung geliefert. Die Sprache in allen diesen Anstalten ist ausschließlich die englische) kein Religionsunterricht (es ist in der jüngsten Zeit wieder vorgeschlagen, die Bibel in denselben zu lesen, doch sind von allen Seiten und Konfessionen Gegner in Masse gegen diesen Vorschlag aufgetreten) ertheilt wird, so bleibt es wieder Sache der Eltern, ob ihre Kinder in Religionswahrheiten irgend einer Konfession unterrichtet werden sollen oder nicht; ob sie sich an irgend eine Konfession anschließen sollen, wollen oder nicht. Von einem Gehen zum Abendmahle in einem gewissen Alter weiß man nichts. Es ist ein Privatübereinkommen des Einzelnen mit einem betreffenden Geistlichen seiner Konfession oder der Konfession, welche ihm die geeignetste erscheint. Es lassen nun allerdings viele, wohl die meisten Eltern ihre Kinder taufen, auch wohl manche sie durch einen Geistlichen in Religionswahrheiten unterrichten, doch letzteres gewöhnlich nur kurze Zeit, zuweilen nur 3 Monate hindurch in einigen wöchentlichen Stunden, indeß andere nur ihre Kinder in die Schule schicken, aber ihnen nie irgend welchen Religionsunterricht ertheilen lassen. Solche verheirathen sich dann später, ohne sich an irgend ein Glaubensbekenntniß zu halten, ohne irgend eins auch nur oberflächlich zu kennen. Wie man Dollars verdient, wissen sie, wie es aber um ihre Verpflichtung gegen Gott, Nebenmenschen und sich selbst aussieht, das ahnen sie kaum, noch viel weniger wissen sie es. Bei jenen nun, welche konfirmirt werden wollen oder sollen, wird nur auf den Willen der Eltern oder deren Vertreter geachtet, Kennt-

nisse und Befähigung ꝛc. sind Nebendinge. So sieht man, daß Kinder, welche kaum 10 Jahre alt sind, konfirmirt werden, die oft weder lesen, noch schreiben, sondern höchstens einige nicht verstandene Religionsformeln oder Gebete nachplaudern können. Eine sehr große Anzahl von Kindern wächst ohne allen Unterricht, ohne jeglichen Schulbesuch auf, da es ja ganz von dem Ermessen der Eltern oder deren Vertreter abhängt, die Kinder in eine Schule zu schicken oder nicht. Der Staat bietet die Gelegenheit dar. Willst Du sie fleißig, ganz, halb oder gar nicht für die Deinen benutzen — es bleibt Deine Aufgabe.

Was aus einer solchen Jugend werden wird, wie sie einst ihre Pflichten als Erd- und Himmelsbürger wird erfüllen können, darüber herrscht Dunkel. Genug, es ist Nso. Es ist nun freilich nicht zu verkennen, daß sich verschiedene Geistliche, sowohl katholische wie evangelische, auch sonstige Privatleute ꝛc. bemühen, neben den Freischulen eigene Schulen für ihre Konfessionsgenossen in's Leben zu rufen und sie nach europäischer Weise, so gut es gehen will einzurichten; da aber Geld dazu gehört, da Geistliche wie Lehrer gewöhnlich auch (bilden sie nicht eigene, ihnen persönlich gehörende Anstalten) nur für 1 Jahr in einem Wirkungskreise verweilen, und dann einem andern Manne, welcher der Gemeinde besser zugesagt, weichen müssen; da die Eltern in diesen privatlichen Konfessionsschulen Schulgeld bezahlen und ihren Kindern die Schulbedürfnisse selbst anschaffen müssen, was hier sehr kostspielig ist: so hat es bei diesem steten Wechsel, bei diesem ungezügelten Treiben und Wollen große Schwierigkeit, nur irgend etwas Befriedigendes in's Leben zu rufen. Geldmachen bleibt für gar zu viele die Hauptsache, und wenn auch sie wie die Ihren darüber zeitlich und ewig zu Grunde gehen sollten. Man hat auch mit großartigem Humbug in öffentlichen Blättern angepriesene sogenannte höhere Lehranstalten, Pensionate ꝛc., in denen in allem nur Erdenkbaren Unterricht ertheilt werden soll, aber die meisten von ihnen leiden an den angedeuteten Mängeln, und es wird

die Auswanderung erst noch andere, uneigennützige Elemente ergreifen müssen, wenn es auf diesem Gebiete besser und zufriedenstellender werden soll. Ob und was für eine Zukunft sich durch so erzogene Jung-Amerikaner für Amerika bilden wird, ist bei dem Getriebe der Parteien und unter den obwaltenden Umständen vielleicht zu ahnen, aber schwer vorher zu bestimmen. Wenn selbst die Angehörigen verschiedener Glaubensbekenntnisse sich gegenseitig, ganz den Bestimmungen eines freien Staates zuwieder, anfeinden und ausschließen, wie das im Norden von den Puritanern mit den katholischen Abgeordneten des Südens geschehen ist,*) so bleiben dieses traurige Erscheinungen, die eine bittere Ernte verheißen. Ueberhaupt wird man da, wo Parteileidenschaft die Oberhand gewinnt, blind, und ein Kühner, der die Augen offen behält, kann oftmals zu seinen Frommen, aber zu des Volkes Verderben der Leiter der Geschicke der Staaten werden, wie die Geschichte mit grellen Farben es auf manchem Blatte verzeichnet. Hoffen wir das Beste; hoffen wir, daß die Leidenschaft der Parteien sich legen und sich alle als Menschen, als Bürger eines und desselben Staates, als Kinder eines Vaters im Himmel lieben und achten lernen und den Krieg beenden.

Die Presse, um Dir von der Thätigkeit dieser einige Worte zu sagen, hat unter dieser Last der Parteien einen schweren und häufig erfolglosen Kampf. Sie muß sich irgend einer Partei in die Arme werfen, wenn ihr Wirken nur irgend von Bedeutung sein soll; von einem Stehen über den Parteien kann ernstlich wohl nicht die Rede sein. Sie hat freilich unbedingte Freiheit, aber eben die Parteileidenschaft legt ihr in vieler Hinsicht stärkere Fesseln an, als die strengste Censur irgend eines europäischen Staates es nur vermögen würde. Dieses so oft fruchtlose Kämpfen unter den Parteien gibt dem Nachdenkenden ein eigenthümliches Bild von amerikanischer Preßfreiheit. So kommt es denn auch,

*) Die Früchte zeigen sich eben und sind leider noch lange nicht geerntet, wenn nicht alle Anzeichen trügen.

daß manche Zeitungen außerordentlich gewinnen, andere dagegen gar nicht aufkommen können. Namentlich sind es gar manche deutsche Zeitungen, die noch vieles zu wünschen übrig lassen. Die Deutschen unterstützen diese selbst viel zu wenig (achtet ja der Deutsche das Fremde fast immer höher); selbst sogenannte frühere Heroen deutscher Journalistik, können mit ihren gewohnten Floskeln und Phrasen in Amerika kein Glück machen. Dazu gesellt sich noch dieses ewige Beißen und Hadern der verschiedenen deutschen Zeitungen in den einzelnen Städten. Es ist, als könnten unsere deutschen Mitbürger auch jenseits des Oceans niemals einsehen und sich überzeugen, daß nur Einheit stark macht. Es erscheinen zu Neu-Orleans außer 2 deutschen Zeitungen noch 4 bis 6 englische und 2 französische, eine in englischer und französischer Sprache zugleich*). Außerdem suchen mehrere Leihbibliotheken das leselustige Publikum zu befriedigen. Denn, ist auch Amerika nicht das Land der Literaturen, so will man doch lesen und wären es am Ende auch nur die — Anzeigen. Auch Buchhandlungen von großem Umfange bestehen mehrere, so die eines Deutschen, Louis Schwarz. Doch sind, wenigstens hier, die Bücher und ganz besonders die Einbände verhältnißmäßig sehr theuer wegen des hohen Arbeiteitslohns, dabei aber oft sehr geschmackvoll. — Aehnlich wie hier, sieht es in jeder größeren Stadt Amerika's aus.

Ich will nun noch einiges, mehr das äußere Leben Betreffende beifügen, um das Leben hier, wenn auch gerade nicht ganz vollständig, so doch einigermaßen anschaulich darzustellen, damit Du Dir ein Bild machen kannst.

Eine Stadt, wie New-Orleans, ist durch ihre Lage an einem der bedeutendsten Flusse der Erde, wie zum Handel

*) Die benachbarten kleineren Städte, wie Jefferson-City, Carrolton ꝛc. besitzen jede ihre besondere englische Zeitung. Ueberhaupt haben im Allgemeinen selbst Städte von geringerem Umfange ihre eigene, häufig tägliche Zeitung. Das deutsche Element kann nirgends, selbst in Pensilvanien, so festen Fuß fassen, daß Staatsgesetze ꝛc. in dieser Sprache gesetzliche Kraft hätten.

geschaffen, aber auch nur zu diesem, da sonst fast gar nichts vorhanden ist, was zum Leben hier einladen könnte. Ihre Umgebung bietet auch nicht das Geringste dar, was anzuziehen im Stande wäre. Was soll eine Zuckerplantage mit ihren einförmigen Feldern von Zuckerrohr, obgleich es deren viele in der nächsten Umgebung gibt? Was sollen die Prairien, große, ebene, mit Gras bewachsene Flächen? Was die Wälder, die außer den interessanten Oak-trees wenige Baumarten hervorbringen, welche das Auge des Gehenden ergötzen könnten? Was die enormen Sümpfe mit ihrem hohen Ried? Jagden in der Nähe bleiben wenig belohnend, da die Jäger zuweilen in 3 Tagen kaum ein Stück Wildprett antreffen, Schnepfen und wilde Enten etwa abgerechnet. Der großartige Mississippi mit seinem Leben bleibt bemerkenswerth. Dennoch würde diese Stadt sicherlich in weit höherem Grade emporblühen, wären die klimatischen und gesundheitlichen Verhältnisse nicht so sehr Gesundheit und Leben raubend, da der Mensch, wo er auch immer leben mag, Unannehmlichkeiten und Unzulänglichkeiten, hier mehr, da weniger, antreffen wird. — Den Verkehr betreffend, so bemerke ich, daß hier, Jahr aus, Jahr ein, ganz vorzüglich aber vom August bis Mai etwa, Tausende von Schiffen aus fast allen Theilen der Welt und dahin zurück aus- und einlaufen. So aus Ost- und Westindien, aus Afrika, aus Spanien, Portugal, Frankreich, Deutschland, Rußland, England 2c. aus den verschiedensten Gegenden von Nord- und Südamerika 2c. Ein förmlicher Mastenwald wird hier von den Masten der Schiffe mit ihren verschiedenen Flaggen und Bannern gebildet, denn meilenweit aufwärts dem Flusse und der Stadt entlang liegen die Schiffe, der Breite nach oftmals sechs neben einander im Mississippi, da nicht alle dicht am Ufer wegen ihrer übergroßen Anzahl Anker zu werfen fähig sind. An 4 bis 5 verschiedenen Punkten ist das linke Ufer, auf dem New-Orleans liegt, mit dem rechten durch Dampfschiffe in Verbindung, welche hier die Stelle von sog. Nähen vertreten.

Unter dieser Masse von Schiffen sind viele, wohl mehrere hundert Dampfboote von zum Theil außergewöhnlichem (kolossalem) Umfange, mit ihren großartigen, wahrhaft brillanten Einrichtungen, Bewirthungen und Bedienungen. Gegen 3 Stockwerk hoch, sind sie oben noch mit einem Pavillon versehen. Kommen sie Abends oder Nachts flußauf- oder abwärts, so nehmen sich diese Boote durch ihre schöne Beleuchtung wirklich herrlich aus. Sie gewähren durch ihre leider oftmals so gefährlichen Wettfahrten ein reges, anderwärts kaum geahntes Leben. Das Dampfboot „May-Flower" ist unstreitig eines der großartigsten und schönsten. Flußaufwärts geht es besonders nach St. Louis und Cincinnati, abwärts in den Golf von Mexiko 2c. Von Erzeugnissen und Waaren aller Länder der Erde sind hier Niederlagen und Stapelplätze im großartigsten Umfange, von den Pariser Modenwaaren bis hin zu den in Epidemien oftmals so nützlichen Kräutern Deutschlands. Die im Staate Louisiana besonders gewonnenen Erzeugnisse, Baumwolle und Zucker, werden in kaum glaublichen Massen von hier aus in die verschiedenen Länder der Erde gebracht. Ausgezeichnet schöne, geschmackvoll eingerichtete und Abends brillant (mit Gas)*) erleuchtete Waarenniederlagen und Läden von ungeheuren Umfängen, besonders auf der Canal-, St. Charles-, Magazine-, Rousseau-, Royell- und vielen anderen Straßen, laden die kauflustige Menge ein. Kleidermagazine im vollständigsten Maßstabe sowohl für Herren, wie für Damen, Putzläden, Conditoreien 2c. kurz alles, was das Nothwendige, Nützliche und Angenehme des Lebens erfordert, ist, natürlich um bedeutend hohe Preise im Vergleiche zu hier, vom Größten bis zum Kleinsten zu erhalten. Vielleicht 300 und mehr Apotheken sorgen für die Befriedigung der Bedürfnisse der Kranken, sogenannte Groserien**)

*) Ganz New-Orleans wird durch Gas beleuchtet.

**) Eine Groserie ist ein Geschäft, in dem man alles das kaufen kann, was für die Bedürfnisse einer Familie nothwendig ist, und darf nicht mit einer Großhandlung verwechselt werden.

für die des Lebens. Sehr viele dieser Läden und Waarenniederlagen können dreist den Parisern an die Seite gestellt werden.

Daß eine so umfangreiche Stadt mit einer so enormen Anzahl von großen, meilenweit fortlaufenden und diese wieder durchschneidenden kleinen Straßen (die Länge der Stadt allein mag über 12 englische Meilen, die Breite an mehreren Stellen über 5 betragen) mit solch' schloßartigen Gebäuden und hüttenartigen Wohnungen bedeutende und anderwärts kaum geahnte Mittel zur Beförderung des Verkehrs besitzt, ist wohl leicht bei der großen Rührigkeit der Amerikaner, wenn es Geld zu machen Gelegenheit gibt, zu denken. Ich rechne hierher etwa 10 Hotels von dem größten Umfange mit Hunderten von Zimmern für Fremde (das St. Charles-Hotel ist wohl das umfangreichste und bedeutendste), 2800 Kaffeehäuser, 7 Banken, in denen die Leute ihr überflüssiges Geld niederlegen, eigentlich sicher aufheben lassen, da man eine größere Summe in der Regel Nachts nicht im Hause behält, 15 in Stein oder Bricks erbaute, zum Theil prachtvolle Kirchen, die vielen hölzernen nicht gerechnet, 4 großartige höhere Schulen, 5 Theater, 5 Hospitäler, 13 bis 15 Marktplätze, 12 Baumwollenpressen, in denen die Baumwolle zu Ballen gepreßt und von da weiter geführt wird, die große Wasserleitung und etwa 30 öffentliche Staatsgebäude, zum Theil von sehr bedeutendem Umfange, wie das Zoll-, Post- und andere Gebäude.

Die Waaren aus und in die Schiffe werden auf Tausenden von Drays (ein- auch zweispännige Rollwagen) durch farbige und weiße Fuhrleute besorgt. Das Leben ist in den Stunden von 8 Uhr Morgens bis 3 oder 4 Uhr Nachmittags so groß, daß der Fußgänger seine Noth haben wird, durchzukommen, denn im Galopp geht es hin und her, leere und volle Drays, kreuz und quer. Dazu die vielen Reiter (es wird hier sehr viel geritten), Omnibus, Kutschen 2c. Hier herrscht eine Thätigkeit, ein Leben, von dem man sich kaum einen Begriff zu machen im Stande ist. Man muß

Derartiges mit eigenen Augen gesehen zu haben. Die größte Lebendigkeit herrscht übrigens in der Tschapitoulasstraße im ersten Distrikt von St. Mary's Markt bis zum Zollhause hin und weiter abwärts von und zu der Levee (Flußnähe).

Da nun wegen der großen Entfernung in dieser Stadt (wie in vielen andern größeren Amerika's) viele Zeit erforderlich sein würde, wenn man in dem einen oder andern Stadttheile Geschäfte hat; da nach dem sehr richtigen Ausspruche des Amerikaners: time (Zeit), money (Geld) ist; da die Schwüle und Hitze dieses unleidlichen Klima's und die Kräfte des Menschen dieses Gehen und Laufen nicht zulassen, so geht man verhältnißmäßig sehr wenig, etwa nur in den Nebenstraßen. Fast alle Hauptstraßen sind mit Fahrgelegenheiten verbunden. So führen 2 Eisenbahnen ziemlich aus der Mitte der Stadt, die „Pontchartrain-Rail-Road" und die „Mexican-Gulf-Rail-Road. Die Züge derselben fahren alle volle Stunden ab bis an den Pontchartrain-Lake und halten an den einzelnen Depots (Stationen) an und alle halbe Stunden zwischen den ganzen (also um 6 der erste und um 6½ der andere) Extra oder Schnellzüge, die nur an den großen Depots anhalten. Auf diese Bahnen führen, aus verschiedenen Stadttheilen, vielleicht aus 10 bis 12 Punkten, besonders vom Mississippi her, wieder Eisenbahnen, deren Wägen aber von Pferden oder Maulthieren gezogen werden bis zu den an der (Dampf-) Eisenbahn liegenden hölzernen Depots. Wer nun in der Stadt oder außerhalb derselben zu thun hat, fährt aus einem solchem Punkte mit diesen Horsekarren, wie man es nennt, an die Eisenbahn und wartet hier den Zug ab, der gewöhnlich schon einige Minuten nach der Ankunft eintrifft, da die Horsekarren eine halbe Stunde von ihren Punkten früher abfahren. Unterwegs halten diese immer an, wenn noch Leute mitzur Bahn genommen werden wollen. Ebenso bringen dieselben wieder die auf der Bahn kommenden Passagiere an die Punkte zurück, von wo sie ausgefahren sind und lassen unterwegs aussteigen, wo es den Fahrenden be-

liebt. Dieses Fahren geht von Morgens 6 bis Abends 9 Uhr immer fort von Stunde und halbe Stunde zu Stunde und halbe Stunde. Billets oder Tickets hat man nicht nöthig, vorher zu kaufen. Diese bekommt man in den Eisenbahnwaggons (die Horsekarrenführer erhaltn keine Bezahlung), in denen 2 Kondukteure das einzige Dienstpersonal sind, die ausgenommen, welche bei der Lokomotive Beschäftigung haben. Der eine gibt die Tickets ab und nimmt dafür das Geld in Empfang und der andere sammelt die Tickets ein. Auch in den einzelnen Depots ist Niemand. Eben so wenig sieht man einen Bahnwärter oder eine Barriere. Die Bahn läuft an den Straßen her und über dieselben. Nur dann wird mit der Lokomotive ein fürchterlich tönender Schall hervorgebracht, wenn die Bahn durch freie Lots rennt, auf denen Vieh weidet, um dieses zu erschrecken und aus dem Bereiche des Bahnzuges zu verscheuchen. Für die Menschen heißt es: „Thue die Augen auf, damit Du es siehst, wenn der Zug kommt, dann wirst Du nicht überfahren. Oder, „sei selbstständig oder help your self." Nur in den Bahnhöfen (Depots) zu New-Orleans und zu Carrolton sind einige, aber sehr wenige Beamten und doch ist die Pontchartrain Rail-Road bis an den Lake wohl 15 englische Meilen lang. — Man kann mehrere Tickets kaufen, die immer gelten und viel billiger sind. Eine Fahrt in der Stadt kostet 10 Cents, bis Carrolton 15 und bis an den Lake 25 Cents. Leute, welche täglich zu fahren haben, nehmen sich sogenannte Monatstickets und können mit solchen fahren, so oft sie wollen und wäre es mit jedem Zuge. Ein solches Ticket kostet 5 Dollars.

Außer diesen 2 Eisenbahnen führt noch eine, von Pferden oder Maulthieren bediente, von einem gewissen Punkte von der Levee (dem Flußdamme) durch mehrere Hauptstraßen bis an die Canalstraße, die so ziemlich in der Mitte der Stadt liegen mag, und eine andere in dem entgegengesetzten Stadttheile. Diese Wägen fahren alle Viertelstunde von Morgens 6 Uhr bis Abends 9 Uhr ab. Solche

Fahrt kostet nur 5 Cents und kann man unterwegs nach Belieben ein- und aussteigen. So oft man aber wieder aussteigt, muß man neu bezahlen.

Nun fahren noch auf verschiedenen Hauptstraßen, wie Tschapitoulas, Magazine, Annunciation ꝛc., Omnibus. Diese gehen von Morgens 6 bis Abends 9 Uhr das ganze Jahr hindurch von 5 zu 5 Minuten, nach 9 bis 11 Uhr von Viertel- zu Viertelstunde aus ihren Depots ab. Solcher Omnibuslinien gibt es mehrere. Manche hat den Tag über 40 bis 50 Omnibus, von denen der eine noch schöner als der andere gebaut und ausgemalt ist, unterwegs, und bedarf vielleicht 80 bis 100 Personen und über 200 Pferde und Maulthiere, um das Geschäft im gehörigen Schwunge zu erhalten. Eine solche Linie (line) hat ihre eigenen Schmiede, Wagner, Sattler, Omnibusmaler ꝛc. Die Fahrt in diesen Wagen kostet gewöhnlich 10 Cents; nimmst Du aber 10 Tickets, so zahlst Du für diese nur 60 Cents. Du hast aber 1 Ticket abzugeben, ob Du einen kleinen Theil oder die ganze Strecke, welche der Omnibus durchläuft, mitfährst. An einem gewissen Punkte, meist in der Canalstraße, wird Halt gemacht und nach 5 Minuten Aufenthalt wieder umgekehrt. Willst Du einsteigen, so stellst Du Dich auf die Straße, wenn ein Omnibus kommt und hälst die Hand in die Höhe oder rufst dem Kutscher, hier Driver (spr. Dreiwer genannt) „Stop" zu. Er hält an, Du steigst ein, gibst Dein Ticket durch eine Oeffnung, welche neben dem Sitze (Bocke) des Drivers ist, diesem in die Hand und er fährt weiter. Willst Du aussteigen, weil Du in der Nähe der Straße bist, in welche Du gehen willst, so ziehst Du an einem Riemen, der oben durch den Omnibus sich hinzieht und an dem Fuße des Drivers befestigt ist. Der Omnibus hält an und Du steigst aus. Auch einiges kleine Gepäck kannst Du bei Dir haben.

Außer diesen Fahrgelegenheiten sind noch an vielen Punkten Fiacres aufgestellt, die Dir, je nach Belieben, für Geld zu Gebote stehen.

Die gewöhnliche Geschäftszeit für Kaufleute, Großhändler, Banquiers, Notäre ꝛc. ꝛc. ist von Morgens 8 bis Nachmittags 3 auch 4 Uhr. (Inhaber von Großerien, Detail-Kaufleute ꝛc. verkaufen bis spät Abends oder halten doch ihre Geschäfte bei freundlicher Gasbeleuchtung offen.) Daher mag es mit kommen, daß die Mittagsmahlzeit gewöhnlich erst um 3 Uhr abgehalten wird. Ebenso ist die Schule von 9 bis 3 Uhr; um 12 Uhr ist eine halbstündige Pause zum Frühstück. Die Collegia werden um eben dieselbe Zeit gelesen ꝛc. Von 8 bis 3 Uhr ist eine lange Zeit. Der menschliche Magen fühlt in vielen Fällen das Bedürfniß, sich während derselben etwas reichen zu lassen. Diese Anforderung des Magens suchen Besitzer größerer Kaffeehäuser so gut als möglich zu befriedigen. Es sei hier beiläufig bemerkt, daß alle Kaffeehäuser (Hotels wie Speise oder Boardingshäuser gehören nicht hierher) in 2 Klassen zerfallen, in eine, in welcher jeder einzelne Trunk einen Picayune (5 Cents), sogenannte Picayunshäuser, und in eine, in welcher derselbe einen Dime (spr. Deim) (10 Cents), sogenannte Dimeshäuser, kostet. Kommst Du nämlich in ein solches Haus, so stellst Du Dich an die Losung (den Counter). Ein Stuhl wird Dir nicht angeboten. Der Schenkwirth, hier Barkeeper, oder seine Leute gehen Dir entgegen oder Du rufst sie herbei und sagst, was du zu trinken begehrst. Ist es Brandy, Whisky, Cognak oder überhaupt ein Trank, den er nicht erst zurechtfixen muß, so stellt er ein Glas und eine Flasche auf den Counter vor Dir hin und Du gießt nun, als ein Mann von Bildung (Gentleman) so viel in das Glas, als Du glaubst trinken zu wollen. Fixt er erst etwas zusammen oder nimmst du Bier, so erhälst Du ein ganzes Glas voll, das aber nicht überall von gleicher Größe ist und 1/3 oder 1/4 Schoppen enthalten mag. Dieser Trank nun kostet 5 oder 10 Cents, je nachdem Du ein Picayune oder ein Dimehaus besuchst, Du magst trinken, was Du willst, Wein oder etwas anderes. Viele Besitzer solcher Häuser geben nun zwischen 11 und 1 Uhr

einen Lunch (Imbiß, Frühstück), der aus verschiedenen Braten, gekochten Schinken, einigen Löffeln voll Suppe und zuweilen noch aus einem dargereichten jungen Gemüse besteht. Die Wirthe überbieten sich in der Güte und Mannigfaltigkeit dieses Lunchs wahrhaft. Der eine sucht ihn noch wohlschmeckender, als der andere zu liefern und besonders ist dieses bei den sogen. Dimeshäusern der Fall. Die Zeitungen bringen die einladendsten Anzeigen, wo der beste Lunch zu erhalten ist ꝛc. Für diesen Lunch wird nichts bezahlt, sondern nur für den Trunk, und doch habe ich gesehen, daß in demselben Kaffeehause dreierlei verschiedene Braten von sehr großem Umfange, Schildkrötensuppe und Gemüse gegeben wurden, dazu noch Brod oder Cracknels. Freilich nehmen Hunderte in anerkannt guten Kaffeehäusern ihren Lunch; ob aber alle Wirthe bei dieser Ueberbietung ihre Rechnung finden, kann ich nicht behaupten, da der Trunk beim Lunche nicht mehr kostet oder nicht schlechter, zuweilen sogar besser ist, z. B. ausgezeichneter Punsch gegeben wird, als zu jeder andern Tageszeit. Auch ist am Ende Niemand verpflichtet, zu trinken, was bei solchem Andrange nicht zu übersehen ist, obgleich ein Mann von Anstand es sicher thun wird, zumal auf das Trinken die ganze Geschichte abgesehen ist. Es hat übrigens diese Einrichtung sehr viel Gutes, da die Entfernungen zu groß sind und außer der Lunchzeit häufig kaum etwas nur einigermaßen Erträgliches in den Kaffeehäusern, außer Trinken, zu erhalten ist. Beim Lunch werden auch alle Neuigkeiten kurz berührt, und Händelchen in der Geschwindigkeit abgeschlossen, weil sich da viele Bekannte und Unbekannte treffen. Ist die festgesetzte Zeit, 12 oder 1 Uhr vorüber, so ist es mit dem Essen aus und alles leer. Einige Kaffeehäuser in der Nähe von größeren Märkten geben schon um 8 Uhr Morgens einen Lunch, der mehr für die Metzger berechnet ist, weil diese gewöhnlich schon seit 2 oder 3 Uhr früh auf dem Markte beschäftigt waren. Es han-

delt sich trotzdem überall um das liebe Geld. Jeder will gewinnen, so auch der Geber des Lunchs.

Ich will hier noch eines Ausflugs auf der Pontchartrain-Eisenbahn an den Lake kurz erwähnen.

Mitten im Gewirre des Lebens, mitten in dem Gewühle der Geschäfte bleibt der Mensch doch immer Mensch. Er sehnt sich nach Erholung; er wünscht, wenn er noch nicht ganz verknöchert ist, einen Theil des von ihm erworbenen Geldes zu seiner und der Seinen Erholung, wie es Mancher nennt, zu verwenden; er will sich einen vergnügten Tag machen. Er sieht sich nach einem Platze um, wo er das Gesuchte zu finden hofft. Die Biergärten behagen ihm, trotz der hier und da anzutreffenden Harmoniemusik, nicht. Er möchte eine Partie auf's Land machen. Doch, wohin, da man nicht auf's Land geht, wie in Deutschland. Carrolton behagt ihm auch nicht, trotz der dortige Garten mit seiner wirthschaftlichen Einrichtung lobenswerth ist. Er wählt nun einen Ausflug an den Pontchartrain-Lake. Eine Eisenbahn ziemlich aus der Mitte der Stadt, die von Stunde zu Stunde abgeht, führt dahin. Ich nehme an, der Erholung Suchende geht mit der Pontchartrain-Rail-Road, welche in der Nähe des Poydrasmarktes abfährt. Von hier geht aus dem Bahngebäude ein Waggon, Karren, wie man sagt, von Pferden gezogen, zum eigentlichen Bahnhofe (Depot) am Tivoli-Circle. Die geheizte Lokomotive steht in Bereitschaft mit andern angehängten Waggons und der vom Poydrasmarkte angekommene Karren wird hier noch angehängt. Von einer ersten, zweiten und dritten Klasse weiß man nichts. Man kennt nur eine Klasse. Ein Waggon enthält ein Rauchkabinet und ein anderer nimmt alle Farbigen, sie mögen Sklaven oder Freie sein, die um die Hälfte fahren, auf. Die Einrichtung dieser Waggons ist nobel. Alle haben gepolsterte Sitze, in einigen sind angeschraubte Stühle für je eine Person. Der Zug braust dahin an Washington-, Lafayette-Napoleon-Avenue ꝛc. vorbei. Dort sind überall kleine Sta-

tionshäuser, Depots, förmlich hölzerne Barakken, um noch etwa Harrende, welche die Horsekarren gebracht haben, mitzunehmen. Es geht nun über Bouligny, Greenville, Nickerville, (wo überall Stationen sind) ꝛc. nach Carrolton*). Hier steht ein stattlicher Bahnhof. Ein neuer Zug, eine frische Lokomotive fährt von hier ab, alle mit Holz geheizt. Bei freundlichem Wetter bietet dieser Weg manches Erhebende dem Auge dar, denn schöne Gärten, stattliche Häuser erblickt man und besonders in der Nähe von Carrolton zieht ein hübscher Oaktree-Wald die Aufmerksamkeit auf sich, dazwischen viele kleinliche Häuser. Bei nassem Wetter ist der Weg mit Wasser bedeckt und spritzt es rechts und links, sowie es weiter geht, hoch um die Waggons. Von Carrolton führt der Weg zuerst in der Nähe der Maitairie-Reach (spr. Mehtehrie-Ritsch), wo die Pferderennen abgehalten werden, vorbei und dann durch einen Wald, der im Wasser liegt. Die Schwellen mit den Schienen ruhen auf Pfosten, welche in das sumpfige Wasser geschlagen sind. Weder rechts noch links ist ein Weg, da selbst unter den Schienen das Wasser sichtbar ist und die Fläche wegen Stein- und Erdmangel nicht ausgefüllt werden konnte. In diesem und den von hier nicht sehr fernen sonstigen Wäldern werden die holzfällenden Arbeiter zuweilen von Klapperschlangen tödtlich gebissen. Auf dieser Bahn geht es nun hin an den Pontchartrain-Lake. Vor Deinen Augen erhebt sich das weite Meer mit seinen Schiffen. An der Küste selbst siehst Du einige, höchstens 20 Häuser, größtentheils aus Holz gebaut, theilweise in den Sümpfen stehend. Da sie fast alle ziemlich hoch von der Erde erbaut sind, so sieht man häufig das Wasser unter denselben stehen. Dieser Platz mit diesen Häusern im Angesichte des Meeres bildet nun eine sogenannte Erholungspartie, da einige der-

*) Carrolton ist eine Stadt mit etwa 3 bis 4000 Einwohnern, unter denen vielleicht die meisten Deutsche sind. Es liegt hart am Mississippi. Die Bewohner sind recht betriebsam. Hier und auf einigen Plantagen in der Nähe werden manche Garten- und Küchengewächse gezogen.

selben in gutem Rufe stehende Hotels, die andern Fischerhäuser sind. Bei eintretendem oder kurz vorhergegangenem Regen sind die Erholung suchenden Leute auf das Innere der recht nobel eingerichteten Hotels angewiesen; bei schönem Wetter ist es etwa ein Gang an den Leuchtthurm. Hauptsache bleibt das Einnehmen eines Mahls, bestehend besonders aus Fischen, Austern, Krebsen, Fröschen, Schildkröten oder Sonstigem, was die See hervorbringt, dazu ein Glas Cognac oder eine Flasche Wein ꝛc. Eine Familie setzt sich also in ein Zimmer, in einen Salon, wo ein Flügel ihr zur Verfügung steht, wenn ein Glied etwa musikalisch ist, oder auf die Gallerie, welche rings um das Haus oben wie unten zieht, zusammen, läßt sich flott bedienen, nimmt dann, wenn es das Wetter erlaubt, in einem der Badehäuser ein Seebad, läßt sich Essen und Trinken wohl schmecken und bezahlt darauf ihre Rechnung. Unter 5 bis 8 Dollars wird es wohl nicht abgehen, für den Fall Ihr ziemlich mäßig waret, sonst werdet Ihr vielleicht das Drei- oder Vierfache bezahlen müssen. Dann geht es wieder zur Eisenbahn und nach Hause zurück. Und was war die ganze Partie? Ach, eine Armseligkeit! Frankfurter, Mainzer oder Darmstädter ꝛc. würden so etwas nimmer für ein Vergnügen halten, und doch ist New-Orleans eine viel bedeutendere Stadt.

Außerdem führt eine sehr schöne Straße, ich möchte sie fast eine Landstraße nennen, dem Canal entlang von der Stadt an den Lake. Diese ist fest und wird von Zeit zu Zeit mit frischen, zerdrückten Muschel- und Austerschalen belegt, so daß sie fast wie mit einer Art weißen Sand bedeckt erscheint. Zur Rechten ist der Canal, der den Mississippi, vielmehr das New-Bassin mit dem Pontchartrain-Lake verbindet, dann sind auf der Rechten Seite des Canals einige sehr schöne mit vielen Tombs (Grabstätten) versehene Kirchhöfe, die besonders am Tage vor Allerseelen, am Allerheiligenfeste, von Tausenden von Menschen besucht und vielfach mit zum Theil sehr kostbaren Trauerkränzen ꝛc.

frisch geschmückt werden. Außer diesen Kirchhöfen besitzt diese Stadt noch eine große Anzahl anderer. Dieser Weg nun, welcher zur Linken einen im Sumpfe stehenden Wald hat, ist oft mit Hunderten von ein- und zweispännigen Chaisen mit vergnügungssüchtigen New-Orleansern bedeckt. Von dem Andrange an den Lake kann man sich einen Begriff machen, wenn ich sage, daß die Eisenbahn-Waggons bis oben auf oftmals mit Menschen bedeckt sind, und daß einige Hotelbesitzer am Lake in der Sommerzeit zwei auch drei eigne Köche halten, welche besonders die Fische, Schildkröten 2c. zubereiten, dazu noch vier und mehr Barkeepers und außerdem oftmals noch ein Dienstpersonal von 12 bis 20 andern Leuten.

## §. 2.

### Rückreise über Bremen.

Es war am 12. November, als ich mit meinen drei Töchterchen das Segelboot „Hermann" aus Bremen betrat, um auf demselben unter der Führung des Kapitäns J. F. Windhorst, erster Steuermann R. Block und zweiter Fr. Dauelsberg die Rückreise nach Deutschland anzutreten. Die Prüfungen der Vorsehung hatten auch die Meinen und mich während unsers Aufenthalts in Amerika und zu New-Orleans schwer getroffen. Ich litt, besonders im März, an der Dissenterie, die meine gewohnte Kraft und Thätigkeit für lange Zeit lähmte; meine Frau und Sohn lagen im Monate Juni sehr schwer, fast hoffnungslos an der Cholera darnieder, die während des Mai und Juni Hunderte hinwegraffte, und an der meine 16jährige Tochter leider bereits im Januar gestorben war. Sie genasen. Am 23. August brach leider auch in meiner Familie das gelbe Fieber aus, das uns vom Juli bis dahin verschont hatte, dem meine treue Gattin am 1. Sept. nach hartem Kampfe unterlag. Am 2. Sept. erkrankte meine

zweite Tochter und am 5. ich selbst an dieser unseligen Krankheit und so nach und nach alle meine Kinder. Ich genas sammt meinen Kinderchen wider menschliche Erwartung und dachte schon an die Rückreise nach Deutschland, als mich die Nachwehen des gelben Fiebers noch einmal 18 Tage auf's Krankenbett warfen. Obwohl noch sehr schwach an Kräften, rüstete ich mich dennoch zur Rückreise, sobald ich ein geeignetes Schiff angetroffen hatte, denn nach meiner Ansicht durfte ich in diesem Clima, obwohl ich mir eine recht einträgliche Existenz verschafft hatte, an ein Wiedererstarken meiner Gesundheit in Ernst nicht denken. Mein Sohn, ein junger Mann von 20 Jahren und Apotheker, zog es vor, hier zu bleiben, zumal er schon seit seinem 14. Lebensjahre hier gelebt hatte. Ich traf den Hermann, ein großes und neues Segelschiff. Ich zog die Fahrt auf solchem der auf einem Dampfboote vor weil man auf jenem nur mit Wasser, auf diesem mit Feuer und Wasser zugleich zu kämpfen hat. Auch hätte ich sonst erst mit einem Dampfer nach New-York, was mindestens acht Tage Zeit erfordert haben würde, fahren müssen, und von da, nach geschehener Umladung, nach Deutschland, da direkte Dampfschifffahrts-Verbindung zwischen New-Orleans und Europa zur Stunde noch nicht besteht, was zu umständlich gewesen sein würde, zumal für mich kranken und schwachen Mann, der ich Vater- und Mutterstelle an meinen 3 Kindern vertreten mußte und wollte.

Am 12. Novbr. Mittags ging das Schiff ab; am 14. gegen Abend passirten wir die Bänke des Mississippi in den Golf von Mexiko. In diesem blieben wir bei wenig günstigem Winde bis zum 26., an dem wir endlich das atlantische Meer erreichten. Das Wetter war während dieser Zeit vielfach sehr warm, fast lästig gewesen. Vom 28. Nov. an fort und fort Sturm, bald günstig, bald nicht, der Schiff und Menschen den Untergang vielfach drohete. Am 23. Dez. erreichten wir den Kanal, in welchem wir Nachts noch einmal von einem entsetzlichen Sturme begrüßt wur-

den. Am 24. heftige Blitze. Am 25. die Küste von England in Sicht. Ein Lotse von Deal (England) wird an Bord gelassen. Dieser bringt die für uns unangenehme Nachricht, daß die Weser bereits seit 3 Wochen zugefroren sei, was uns kaum glaublich erscheint, da wir bisher fast immer warmes Wetter gehabt hatten. Am 26. Einfahrt in die Nordsee. Auch in dieser hatten wir in der folgenden Nacht noch einen recht starken Sturm zu bestehen. Das Wetter ist seit wenigen Tagen kalt, die Luft scharf. Indeß tritt Regen und somit jedenfalls Thauwetter ein. Wir fahren noch den 27.

Endlich am 28. gegen 9 Uhr Morgens erscheint ein Schooner mit einigen Lotsen. Einer von diesen fährt in einem von jenen ausgesetzten Nachen auf unser Schiff zu, besteigt es an der niedergelassenen Strickleiter und übernimmt die Leitung desselben. Er bestätigt die von dem englischen Lotsen gegebenene Nachricht, daß die Weser bereits seit 3 Wochen zugefroren sei, doch wolle er das Einlaufen in dieselbe, da es stark thaue, versuchen. Wir fuhren nun den ganzen 28. und 29. unter seiner Leitung. Gegen Abend des 29. nahm uns ein Dampfboot in's Schlepptau und führte uns in den Vorhafen von Bremerhafen. Rechts und links an den Ufern der Weser lag das Eis aufgethürmt. In der folgenden Nacht wurden wir in den eigentlichen Hafen gebracht, so daß wir am 30. Dezbr. früh das Land besteigen konnten. Unser Kapitän war bereits Abends vorher in einem Nachen ans Land und mit Extrapost nach Bremen gefahren und hatte das Weitere dem ersten Steuermanne übertragen.

Auf unserem Schiffe befanden sich als Passagiere der ersten Kajüte außer meinen 3 Kindern und mir nur noch ein Herr aus preußisch Minden; in der zweiten Kajüte 12 Passagiere und ein Kind. Die Bemannung des Schiffes bestand in Allem aus 25 Bedienstteten. Tisch und Behandlung in der ersten Kajüte hatten 80, für ein Kind 40, die zweite Kajüte 40 für einen Erwachsenen und 20 Dol-

lars für ein Kind betragen. Unsere ganze Rückfahrt hatte 48 Tage gewährt. Für den, welcher weder Englisch noch Französisch versteht, dürfte die Fahrt über Bremen besonders zu empfehlen sein, manchen andern Vortheils nicht zu gedenken. Die Fahrt war eine äußerst gefährliche gewesen, wegen der vielen so starken Stürme. Für mich war sie oft kaum erträglich wegen meiner geschwächten Gesundheit und der Last, welche die Pflege von 3 Kindern mir auferlegte.

Weil die Weser stark mit Eis ging, also Dampfboote von Bremerhafen nach Bremen nicht fahren konnten, eine Eisenbahn bis dahin leider noch nicht bestand, so sahen wir uns genöthigt, eigene Fuhren zu miethen, da die Postwägen, auch die Omnibus unser Gepäck, das ziemlich umfangreich war, nicht alle aufnehmen konnten (es hatten sich noch 6 andere Reisende an meine Familie angeschlossen). An solchen Gelegenheiten ist aber großer Mangel hier. Erst nach langem Suchen fanden wir einen Mann, der einen Leiterwagen mit 2 Pferden bespannte und an diesen eine Halbchaise befestigte, dazu für 18 preußische Thaler.

Wir waren am Ende froh, nur fortzukommen, da wir noch im alten Jahre gern ein gewisses Reiseziel zu erreichen wünschten. Der anhaltende Regen und Wind, dazu das Fahren die ganze Nacht hindurch in so unbequemer Reisegelegenheit (die Mitreisenden gingen abwechselnd zu Fuß und setzten sich auf die Koffer, indeß die Kinder ich und eine Frau in der Halbchaise saßen) hatte etwas sehr Unerquickliches und Ermüdendes. Und doch ließ es sich nicht anders machen. Wir fuhren gegen 5 Uhr Abends von Bemerhafen ab und erreichten zwischen 8 und 9 Uhr Morgens Bremen. Es war eine Nacht, die jeder der Mitreisenden nie vergessen wird! Auffallend bleibt es, daß Bremerhafen für Derartiges nicht besser vorgesehen ist. Hier wurde nun das Gepäck, nach vorheriger Durchsuchung, auf die Eisenbahn befördert und dann gingen die Personen selbst in die Waggons, froh, endlich noch am Sylvestertage dieses Ziel erreicht zu haben.

Ich selbst schlug mit meinen Kindern den Weg nach meiner Geburtsstadt Hildesheim (Königreich Hannover) ein, um unter der sorgenden Pflege einer liebenden Schwester und eines besorgten Schwagers meine und meiner Kinder noch vielfach angegriffene Gesundheit möglichst wieder zu kräftigen, obwohl uns die Seereise und der kräftige Tisch im Ganzen gut bekommen waren. Am 31. gegen Abend erreichte ich Hildesheim und lebte hier bei den Meinen und im Kreise mancher Jugendfreunde, ganz besonders die Stärkung meiner und meiner Kinder Gesundheit im Auge habend, bis zum 24. April. An diesem Tage reiste ich nach Gießen ab, hielt mich hier in der Geburtsstadt meiner unvergeßlichen Gattin bei einem gastlichen Verwandten einige Tage auf und reiste am 29. April hierher nach Alzey in Rheinhessen zurück, um am 1. Mai meine Stelle als Lehrer wieder anzutreten. Neu gekräftigt erreichte ich auch diese Stadt und wirke nun wieder in meinem Amte, so lang Gott will. Meine Gesundheit ist, Gott Dank, wieder kräftig und mit Gottvertrauen sehe ich an der Seite meiner jetzigen Gattin und im Kreise meiner Kinder dem entgegen, was da weiter kommen wird.

Die Reise nach Amerika hat die Erinnerungen meines außerdem schon vielfach bewegten Lebens noch bedeutend vermehrt. Vielleicht, daß auch Andere aus denselben lernen. Ist das der Fall, so ist der Zweck erreicht, weßhalb ich Vorstehendes, so gut es mir Zeit und Kraft gestatteten, niederschrieb.

## §. 3.

### Schlußbemerkung.

In den vorstehenden Blättern glaube ich frei und ohne Schminke die Mühseligkeiten, Leiden und Freuden, wenigstens meiner Reise nach Amerika, geschildert und dasjenige über Amerika und New-Orleans gesagt zu haben, was nöthig ist, um sich ein einigermaßen anschauliches Bild über das Gegebene machen zu können. Glaubens-

artikel schrieb ich nicht, eben so wenig Unfehlbares. Können Andere die Verhältnisse mit gutem Gewissen einlädender darstellen, um durch sie besonders Deutsche zu veranlassen, jenseits des Oceans eine neue Heimath für sich und die Ihren zu suchen, so bleibt das ihre Sache. Vorstehende Ansicht und Auffassung ist die meine, welche ich ganz und vollständig vertrete. Mir war es um Wahrheit zu thun.

Will man übrigens nun noch von mir wissen, ob es gut sei, nach Amerika auszuwandern, so gebe ich darauf zur Antwort in Kurzem noch Folgendes:

Nach New-Orleans rathe ich an und für sich gar nicht da es das offene Grab für viele, ja für unzählige Menschen wird. Man suche sich so genau als möglich über eine andere in gesundheitlicher Hinsicht vortheilhaftere Gegend sichere Kenntniß zu verschaffen, wenn auch der Verdienst in ihr gerade nicht so sehr groß und anziehend sein sollte*). Junge Leute, welche ihre Jugendzeit gewissenhaft benutzt, sich tüchtige Kenntnisse und körperliche Gewandtheit, vor Allem auch möglichste Fertigkeit, mindestens in der englischen Sprache, erworben haben, finden freilich überall ein Unterkommen, aber vielleicht noch vortheilhafter in Amerika. Daß sie dabei während der Reise und ihres dortigen Aufenthaltes auf sehr Vieles verzichten müssen, was ihnen die Heimath reichlich und häufig ohne Kosten bot, versteht sich von selbst, da diese nie ersetzt wird. Sind sie aber zum Leichtsinne und zur Verschwendung geneigt, fehlt es ihnen an Lust und Ausdauer zur Thätigkeit, so taugen sie gar nicht hierher, da sie dann ihr Grab hier bald finden werden, wo es des Leichtsinns nur zu viel gibt. Armen, also mittellosen Familien ist ganz abzurathen, denn, können sie in der Heimath nicht durch-

*) Daß in der Neuzeit alle Verhälnisse das Einladende eingebüßt haben, ist bekannt. Ob und wann es besser werden wird, muß abgewartet werden. Wegen Brasilien lasse man sich ja nicht täuschen. Ich rathe nicht dazu. Die Verhältnisse haben sich in der jüngsten Zeit durch den Krieg nur noch verschlimmert, wie daraus erhellt, daß, die es nur irgend können, wieder nach Europa kommen.

kommen, so hier noch viel weniger (man wartet ja nicht auf sie). Bevor es einer solchen Familie gelungen sein wird, sich (ohne Freunde, Verwandte und Bekannte) eine Existenz zu gründen, werden viele Glieder längst aus Kummer und Elend durch den Tod abberufen sein, der unsäglichen Mühlen und Entbehrungen während der Reise selbst nicht zu gedenken. Ist ein Theil der Kinder schon herangewachsen, können und wollen sie für das Wohl ihrer Familie arbeiten, was aber hier doch gar häufig und bald anders wird, so mag es schon eher angehen. Wer aber wahrheitsgetreue Verwandte oder Freunde, wirklich herzliche und nicht blos dem Scheine oder Namen nach, dort besitzt, bei denen er die ersten Wochen oder Monate zubringen kann, mag es vielleicht eher wagen können. Diese neue Welt verlangt überhaupt Angewöhnung neuer Sitten und Gewohnheiten; wer aber so verrostet ist, daß er sich hierzu nicht oder doch nur schwer verstehen kann, bleibe besser daheim in seiner dürftigen, ihm jedoch behaglichen Pomadigkeit. Da übrigens in den Vereinigten Staaten Freiheit der Niederlassung und der Gewerbe herrschen, so mag der, welcher das Geld über Alles schätzt und hier als Fremder wohnen will, und sich dabei beruhigt, falls er erwirbt, so viel er braucht, um zu leben und noch etwas mehr, immerhin über den Ocean reisen. Er kann seine Rechnung finden. Seine Kinder werden schwerlich deutsch lesen und schreiben lernen und die gewohnten Genüsse der Heimath wird er entbehren müssen. Aber er wird zum Lohne für alles das, bleibt er gesund und leben, mehr verdienen können, als in der alten Welt. Er kann zu Wohlstand, vielleicht zu Reichthum gelangen. Also überlegt!

# Anhang.

## 1. Eine Gelbfieber-Geschichte.*)

Wie blaß ist Dein Antlitz, wie eingefallen sind Deine Wangen, wie abgemagert ist Dein Körper, wie schwankend und schaukelnd ist Dein Gang, wie matt Dein Auge, guter Freund! Woher diese traurigen Erscheinungen bei Dir, der Du noch vor fünf Wochen so munter und rüstig einherschrittest? Es geht unmöglich mit rechten Dingen zu, daß eine so kräftige Gestalt, wie die Deinige, in so kurzer Frist in eine wahre Jammerfigur umgestaltet worden ist. Erkläre Dich mir darüber, denn Dein Aussehen flößt mir wahrlich Trauer, ja sogar Angst ein! — So sprach Eduard, als er seit 5 Wochen seinen Freund Wilhelm wieder zum ersten Male in der St. Charlesstraße in New-Orleans erblickte. Mit matter Stimme erwiderte dieser: Laß uns dort drüber in's Verandahotel gehen und ein Glas guten Rheinweins trinken, dann will ich Dir in wenigen Worten erzählen, wie ich in diesen bedauerlichen Zustand gekommen bin. Eduard war es zufrieden und die beiden Freunde ließen sich durch den Barkeeper eine Flasche Rheinwein vorsetzen. Wilhelm sprach nun: Du weißt, wir leben eben in der Mitte des Monats August. Bereits im Juni trat der unleidliche Gast, der Yellow-Jack, (das gelbe Fieber wird häufig mit diesem Namen belegt) in der Lafayette auf und verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit fast von Haus

*) Auch in Europa (Lissabon) hat diese Krankheit gewüthet; in Ostindien, Brasilien, Westindien ꝛc. ist sie förmlich einheimisch.

zu Haus. Ich zog darum fort in die Annunciationsstraße und hoffte somit dem unleidlichen Gaste zu entfliehen. Es schien auch so, denn bis in die zweite Hälfte des Juli, in der Du mich, irre ich nicht, zum letzten Male sahest, war ich munter wie ein Fisch, trotzdem mir die Hitze, über 30 Grad R. im Schatten bis tief in die Nacht oftmals viel zu schaffen machte. Aber am 24. Juli rieselte es durch meinen Körper, ich fühlte mich unbehaglich, doch fürchtete ich nichts Arges. Am 25. vermehrte sich mein Unwohlsein. Ich bemerkte eine Schwere in den Beinen, die nicht mehr fort wollten; mein Rücken schmerzte mich so, daß ich mich nicht mehr gerade hinstellen konnte und dazu ward mein Kopf von einer ganz unnatürlichen Hitze eingenommen. Ich wehrte mich, so gut ich konnte, aber es half nichts; die Kräfte versagten meinen Gliedern den Dienst und ich sah mich genöthigt, mich zu Bette zu begeben. Ich ließ sogleich meinen Arzt kommen, der mir dann sagte, der Yellow-Jack ist ein wenig bei Ihnen eingekehrt, aber es hat nicht viel zu bedeuten; es ist gut, daß sie sogleich zu mir geschickt haben. Da nehmen Sie diese Portion Castor-oil (Oleum ricini), damit Sie Oeffnung erhalten, denn diese ist durchaus Erforderniß. Ich schluckte nun dieses unleidliche Oel mit einem tüchtigen Schluck Cognak hinunter, verbiß den Mund ob des kaum erträglichen Geschmackes und erwartete die Oeffnung, die aber — ausblieb. Ich nahm nun einige Klystiere und die erwünschte Oeffnung kam endlich. Unter diesen Manipulationen war aber meine Phantasie äußerst erregbar geworden, und die schönsten Bilder gingen an meiner Seele vorüber, so wie ich die Augen schloß. Oeffnete ich sie, so gab es einen Halt; schloß ich sie, so folgte die Fortsetzung.

So lag ich hin; essen durfte ich gar nichts. Eiswasser war mir zu trinken gestattet, dabei erhielt ich Aufschläge (von Eiswasser) auf meinen Kopf. Als mein Arzt wieder kam, ließ er ein tüchtiges Spanisch-Fliegenpflaster anfertigen und legte mir dieses in der Gegend des Magens auf,

da er bemerkt hatte, daß die Thätigkeit dieses Hauptgliedes gänzlich aufgehoben war. Nachdem dasselbe eine tüchtige Blase gezogen, zog er die Haut ab, löste eine Portion Quinin (Chinin) in verdünnter Schwefelsäure auf und strich mir diese Satansmixtur auf die wunde Stelle, damit sie in den Körper sauge. Dieses verursachte mir ein wahres Höllenbrennen, brachte aber doch meinen Magen in Respekt, der wieder anfing, thätig zu werden. Mein Phantasiren blieb fort und fort und rieb mich fast auf, denn mein Puls, den ich oft befühlte, ging so schwach, daß ich fürchtete, er würde bald zu schlagen aufhören. Meine Schwäche war so groß, daß ich mich kaum im Bette mehr umdrehen konnte. Dennoch war ich guten Muthes und dachte, wie Gott will!

So brachte ich einige Tage hin, ohne etwas zu genießen, nur mußte ich Rheinwein besorgen lassen, von dem ich alle Stunde einen Eßlöffel voll nahm; dazu durfte ich Wasser trinken. Nach etwa fünf Tagen war es mir gestattet, Hühnerbrühe zu nehmen; einige Tage später, ein weichgesottenes Ei zu essen; dann die Knöchelchen von auf dem Rost gebratenen jungen Hahnen, Tauben ꝛc. abzunagen und etwa nach 10 oder 12 Tagen Fleischbrühe zu trinken; endlich avancirte ich zu Kalbskarmenaden und jetzt darf ich auch auf's Rost gelegtes Brod dazu genießen und täglich eine Flasche Porterbier trinken. Nun bin ich wieder mit einem andern Uebel geplagt gewesen, denn 12 Tage hindurch war ich verstopft. Mein Arzt lachte mich aus, als ich darüber ängstlich zu werden anfing. Ich solle klystieren. Ich klystierte täglich 2 auch 3 mal. Endlich am 13. Tage wurde ich auch von diesem Uebel befreit. Ich konnte etwas aufstehen und an den Wänden herumkrabbeln. Schon dachte ich der Gefahr entronnen zu sein und sann nach über einen Ausflug an den Lake, um die stärkende Seeluft für einige Tage zu genießen, aber jetzt kamen die Nachwehen. Eine entsetzliche Beule (Geschwür) erhob sich an meiner rechten Lende. Dennoch fuhr ich an den Lake, aber meine Nächte

waren daselbst schlaflos. Ich kehrte darum schon nach einigen Tagen zurück, mußte auf's Neue in's Bett, fort und fort Aufschläge von Flachssamen-Mehl machen, erhielt noch eine solche Beule an den kleinen Finger meiner rechten Hand, die mir wahre Höllenschmerzen verursachte und muß, wie Du siehst, meinen rechten Arm noch immer in der Schlinge tragen, da meine Schmerzen sehr groß sind und der arme Kleine noch lange nicht genesen ist und als Krüppel sich gestalten wird. Siehe, lieber Freund, nun weißt Du, wie es kommt, daß ich so leichenartig aussehe. Das durch zu machen ist keine Kleinigkeit. Es bleibt vielmehr ein Wunder, daß ich überhaupt noch lebe. Meine Nachbarn und Bekannten, ja selbst mein Arzt hatten an meinem Aufkommen gezweifelt, aber für dieses Mal bin ich, Gott sei Dank, Dem Knochenmanne, der mir schon so nahe war, noch entwischt; ein zweites Mal dürfte es mir schwerlich gelingen.

Eduard fühlte zu sehr die Wahrheit dessen, was Wilhelm gesprochen, denn es war ihm zu wohl bekannt, daß die Hälfte der am gelben Fieber Erkrankten dieser Seuche unterlag. Er war innerlich erfreut, seinen Freund, wenn gleich jetzt auch nur als Skelett zu erblicken, da nun sichere Hoffnung vorhanden war, daß er wieder erstarken und kräftig werden würde. — Den Lesern kann die Versicherung gegeben werden, daß Wilhelm wieder ebenso lebensfrisch wie sonst in Deutschland, freilich mit dem kleinen Krüppel an der rechten Hand einhergeht, und daß er noch immer mit Schaudern an die durchlebte Gelbfieber-Periode in New-Orleans denkt.

Für die, welche diese fürchterliche Krankheit nicht kennen, sei hier noch nachträglich bemerkt, daß der Kranke gewöhnlich nach 3, höchstens 5 Tagen über und über gelb wird, ein wirklich ekelhaftes Gelb, welches namentlich die Augen und den Blick entsetzlich entstellt. An diesem 3. oder 5. Tage tritt auch in unzähligen Fällen das sogenannte Black-vomit (spr. Bläck womit) ein, in der Regel

das Merkzeichen des sicherlich bald erfolgenden Todes. Dieses Black-vomit ist entweder ein pechschwarzes Erbrechen oder eben ein solcher Stuhlgang. Nur sehr wenige Kranke genesen wieder, wenn die Krankheit in dieses Stadium getreten ist. Mit dem 3. oder 5. Tage ist entweder der Kranke — todt, oder es tritt Hoffnung zu seiner Besserung ein. Ist letzteres der Fall, so kann nur durch die aufmerksamste und sorgfältigste Pflege und Diät der Kranke sich vor einem Rückfalle schützen. Es ereignete sich unzählige Male, daß hier der Patient gleichgiltig auf sich wurde und nach einer Mahlzeit schon in die Arme des Todes sank. Wilhelm hatte das Glück, vom Black-vomit ganz verschont zu bleiben, dafür aber hatte ihn die unaussprechliche Schwäche an den Rand des Todes geführt und die Nachwehen ihn fast eben so hart zum zweiten Male mitgenommen, wie das gelbe Fieber. — Doch genug, der aufmerksame Leser wird sich schon eine ziemliche Vorstellung vom Yellow-Jack machen können, besonders, da er hier in einer Gegend lebt, in der ein solch' unseliger Gast nicht zu befürchten ist.

## 2. Eine Lady (spr. Lädie) im südwestlichen Theile der nordamerikanischen Freistaaten.

Ich hatte mir längst vorgenommen, Dir einmal das Bild einer amerikanischen Lady zu zeichnen. Ich will es auf die Gefahr hin versuchen, daß die Zeichnung Dir vielleicht nicht gefällt oder gar ungenügend erscheint. Ich wähle eine Lady aus einem der südwestlichen Staaten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo die Sklaverei gesetzlich gestattet ist und man von manchen Seiten den Sklaven den Hof macht. Es ist Morgen und für gewöhnliche Menschen Zeit, aufzustehen. Meine Lady fühlt dazu noch wenig Lust; sie legt sich unter ihrem Moskitobauer auf die andere Seite, denn sie ist so glücklich, Moskiten nicht in demselben zu haben, welche sie sonst wohl zum Erheben von

ihrer Lagerstätte nöthig würden. Ihr Ehegatte macht sich auf die Beine, zieht Rock und Hut an, nimmt seinen Henkelkorb an den Arm, geht auf den Markt und kauft nach dem Wunsche seiner theuern Ehehälfte für Mittags- und Abendmahl ꝛc. ein, oder, wie man zu sagen beliebt, er macht für seine Frau den Markt. Nach etwa einer Stunde kehrt er zurück, aber seine Treue gefällt sich noch sehr im Bette. Er sieht sich also genöthigt, Feuer anzumachen und für Kaffee und Frühstück selbst Sorge zu tragen. Es gelingt ihm, und seine Lady fühlt sich bewogen, eine ihr dargereichte Tasse Kaffee unter dem Moskitobauer anzunehmen. Endlich fühlt sie sich kräftig genug, das Bett zu verlassen. Sie steht auf. Aber das Wasser beißt (es ist nämlich kalt), und somit ist es nicht besonders behaglich, sich Hals, Brust und Gesicht tüchtig zu waschen, trotzdem, daß dasselbe nicht frisch aus dem Brunnen kommt, sondern entweder aus der Cisterne (einem großen und sehr umfangreichen Fasse, Regenwasser) oder aus dem Flusse. Das aschfarbene Gesicht muß aber doch eine andere Gestalt zur Schau tragen und Schminke, sowohl weißliche als röthliche, wird vorsichtig aufgetragen oder sie powdert (paudert) sich. Das Haar wird, hat der Mann eine Sklavin, was sehr häufig der Fall ist, von dieser gescheitelt und geordnet. Die leichte Kleidung wird angezogen; die Strümpfe, sollten diese, was häufig vorkommt, ein Loch haben, werden herabgezogen, damit das Durchlöcherte in den Schuhen steckt. Die Schuhe sind entweder von Zeug oder von Glanzleder, damit man der Mühe des Wichsens überhoben ist. Der Anzug ist nun fertig und trüben Blicks schaut die Lady umher, was es Neues gibt, sieht auch vielleicht einmal in der Küche nach dem Mittagsmahle, das erst um 3 Uhr fertig zu sein braucht. Da die Moskiten ihr vielfach lästig sind, so hat sie einen Fächer in der Hand, um sie von ihrem zarten Körper zu vertreiben. Durch diese angestrengte Thätigkeit wird sie aber sehr ermüdet; sie läßt sich daher in einem Rocking-Chair (Schaukelstuhle) nieder, um ihre abgematteten Glie-

der auszuruhen, bewegt dieſen gemächlich hin und her und wehet mit ihrem Fächer bald rechts, bald links. Zum Scheine wird auch wohl ein ſchön gebundenes Buch zur Hand genommen oder eine Zeitung. Der Mittag kommt. Alle Gerichte werden zugleich auf den Tiſch geſtellt und ſtatt des Vorlegens heißt es für jeden Miteſſenden: Help your self! (Bedienen Sie ſich ſelbſt!) — Die Lady fährt nun aus, entweder im eigenen Wagen oder durch die ſich in Unzahl vorfindenden Fahrgelegenheiten, denn man geht und kann nicht viel gehen. Sie muß ſich aber fein putzen. Das geſchieht. Sie ſteigt aus ihrer Morgenkleidung in die andere, läßt aber erſtere da liegen, wo ſie ausſtieg. Steht ihr kein dienſtbarer Geiſt zur Seite, ſo hat dies nichts zu ſagen, ſollte ſie auch für mehrere Tage abweſend ſein; die ausgezogene Kleidung bleibt ſtill bis zur Rückkehr an dem Platze, wo ſie ſich umzog ꝛc. — Natürlich ſind nicht alle Ladies ſo ausgezeichnet; es gibt überall, ſo auch hier, rühmliche Ausnahmen.

### 3. Eine Chriſtbeſcheerung auf dem Meere.

Siehſt Du jenen umfangreichen Dreimaſter, der ſeit wenigen Tagen in unſerm Hafen Anker geworfen hat, ſprach Anfangs Januar der beliebte Bürgermeiſter des Orts zu einem ſeiner erwachſenen Söhne, der ein gar verfrorenes Geſicht machte, als er, durch einen kräftigen Wind aus Nordoſt begrüßt, die väterliche Wohnung betreten hatte. Derſelbe iſt in den letzten Tagen des abgelaufenen Jahres gelandet und brachte außer mehreren anderen Reiſenden auch einen Vater mit ſeinen Kindern, der aus Amerika zurückkehrte. Dort, in dem fernen Lande jenſeits des Oceans hatte ihm der grauſe Tod ſeine treue Gattin und den Kindern die liebevolle Mutter geraubt. Er ſelbſt und ſeine Kinder waren nur wie durch ein Wunder von dem Tode

gerettet worden, und kaum genesen, hatte er die Reise ins deutsche Vaterland mit den Seinen wieder angetreten. Wie beschwerlich die Rückreise für ihn gewesen sein mag, läßt sich leicht ermessen, da er an den Kindern, bei selbst geschwächtem Körper, Vater- und Mutterstelle vertreten mußte und die Stürme mehr als einmal Schiff und Menschen zu verderben drohten. Derselbe erzählt uns, wie er den Abend des 24. Dezember mit seinen Kindern hinbrachte, den Abend vor dem hohen Christfeste, an dem Jung und Alt in Deutschland sich der h. Christbescheerung erfreut. Seine Worte waren ungefähr folgende: Am Morgen des 24. Dezember schwieg endlich der Sturm einigermaßen, das Meer fing an, sich zu beruhigen und der Himmel erheiterte sich, so daß die Lenker des Schiffes die Längen- und Breitengrade nehmen konnten, um zu erfahren, in welcher Gegend des Meeres wir uns eigentlich befänden, was wegen Sturm und Unwetter schon mehrere Tage hindurch nicht möglich gewesen war. Der Mittag verging leidlich, aber nach 3 Uhr zogen sich mehrere Wolken zusammen, die Blitze durchzuckten den dunkeln Horizont und der Donner rollte kräftig und fürchterlich hin über die unermeßliche Wasserfläche. Das Meer, kaum besänftigt, ward beweglich und in kurzer Frist war es wie unterwühlt. Die Wogen peitschen sich gegenseitig, stiegen hier zu Bergen empor und stürzten dort in unabsehbare Tiefen. Es rauschte und wogte, krachte und brüllte. Die ans Hintertheil des Schiffes mit Riesenkraft anbonnernden Wellen schienen das Schiff zertrümmern zu wollen. So ging es zu, als der Vater mit seinen Kindern sich in die Kajüte zurückzog, um in einem Eckchen derselben Sicherheit und möglicherweise Schutz zu finden, denn mit den Wellen stieg das Schiff auf und nieder, war bald auf einem Wellenberge, bald in einem tiefen Abgrunde. Die Kinder sprachen: „Vater, auf dem Festlande sind die Kinder vergnügt, denn es ist eben die Zeit, in der das Christkindchen bescheert Du sorgst doch sonst immer so väterlich für uns, willst Du uns nicht auch eine Christbeschee-

rung zu Theil werden lassen, trotz Wogen und Wellen?“ Für den Vater hätte es dieser Erinnerung kaum bedurft, denn längst hatte er Nüsse, Mandeln, Aepfel und amerikanische Cracknels in Ordnung gebracht, um an der Seite seiner mutterlosen Kinder diese erfahren zu lassen, daß h. Christabend sei. Gemüthlich setzte er sich darum unter sie, nahm sein jüngstes Kind, ein etwas mehr als zwei Jahre zählendes Töchterchen mit hellblonden Haaren und freundlichem Blicke, auf seinen Schoos, griff zu den Nüssen und Mandeln, nahm den Nußknacker zur Hand und öffnete bei dem freundlichen Scheine des Lichtes eine Anzahl, schälte mehrere Aepfel, zertheilte einige davon, desgleichen eine Orange, reichte jedem mehrere Cracknels und gab ihnen zum Schlusse einen Schluck Wein. Mit sichtbarer Freude und Innigkeit verzehrten die Kinder diese Gaben, sprachen ihr tiefstes Bedauren darüber aus, daß die selige Mutter diese Freude nicht theilen könne, und als eine mächtige Welle durch ihr Anprallen das Schiff erdröhnen machte, sprachen sie getrost: „Wie Gott will!“ Nicht wahr, guter Vater. Als sie geendet, meinten sie, doch einen recht guten Christabend verlebt zu haben. „Ja,“ sagten sie, „Vater, jetzt haben wir doch auch erfahren, daß Christabend sei. Du hast uns dazu noch reichlicher bedacht, als manche arme Kinder in Deutschland bedacht werden mögen.“ Sie küßten darauf den Vater herzlich, widmeten dem Andenken der guten Mutter eine kindliche Thräne, verrichteten kindlich-fromm ihr Abendgebet und begaben sich trotz Sturm und Unwetter zu Bette, sich dem Einen anvertrauend, von dem alle gute Gaben kommen.

---

### 4. Der liebenswürdige Oheim.

Eine wahre Erzählung.

„Jakob,“ so schrieb Johann an seinen in Deutschland lebenden Bruder, „verkaufe Deinen Hof, Deine Aeckerchen

und Deine beiden Pferde, nimm Dein Weib und Deine Kinder und ziehe hierher nach Amerika, zu mir. Ich bin ein reicher Mann, und will Dir aus lauter Bruderliebe zur Hand sein, damit auch Du hier bald ein solcher werdest. Was plagst Du Dich daheim in Deutschland? Du kannst Deine Kinderchen kaum durchbringen, trotzdem Du Dich von Morgens früh bis Abends spät abquälst. Hier ist das ganz anders. Hier arbeitet man möglichst wenig, nimmt aber möglichst viel ein."

Jakob war ein überlegender Mann, schüttelte bedenklich den Kopf und schrieb an Johann: „Vorerst fühle ich nicht Lust, Deiner Einladung zu folgen. Freilich muß ich mich abquälen, um meine vier Buben und zwei Mädchen durchzubringen, aber dafür beruhigt mich auch mein Gewissen, wenn ich mich Abends zu Bette begebe, denn es sagt mir: Du hast Recht gethan und Niemanden gescheut. Bei Euch drüben in Amerika soll es auf ein Bischen Gewissenlosigkeit mehr oder weniger nicht ankommen. Dann behagt mir auch Euer südliches Klima nicht, über das man allerlei Unheimliches hört und liest. Sind aber meine Buben erst herangewachsen und hat dann einer von diesen Lust, so kannst Du Deine brüderliche Liebe auf diese übertragen, denn die Jungen wollen und müssen doch hinaus in die Welt, um sich umzusehen."

Es vergingen nun Jahre und die Sache schien zu ruhen. Heinrich, der älteste Sohn Jakobs, wurde ein Grobschmied, sah sich nach überstandener Lehrzeit in Deutschland um, sowohl im Süden, wie im Norden, arbeitete längere Zeit in Frankreich, besonders auch in Straßburg. Er war dann wieder im Oldenburgischen und später in Mainz beschäftigt. Die Sehnsucht ergriff ihn endlich, bei seinem reichen Oheime in Amerika einen Besuch zu machen. Vater und Mutter bemühten sich, ihn von diesem Plane abzubringen, doch er hatte einmal das Amerikafieber und es half nichts. Weder Vater noch Mutter, weder Brüder noch Schwestern, selbst seine Braut im Oldenburgischen vermoch-

ten ihn von seinem Entschlusse abzubringen. Er war nicht abzuhalten und somit reiste der kräftige, besonders auch im Hufbeschlage sehr tüchtige, junge, 24jährige Mann ab. Nach einer stürmischen Seefahrt erreichte er die neue Heimath seines Oheims, diesen selbst aber fand er erst am folgenden Tage. Etwas verzagt trat er in dessen Behausung, denn der Oheim ist Inhaber einer umfangreichen Großerie, d. i. einer Handlung, in der man Alles und Jedes, was für menschliche Bedürfnisse nothwendig ist, mag es im nassen oder trockenen Zustande sein, kaufen kann. Außerdem hat derselbe einige Häuser, die sein Eigenthum sind, vermiethet und lebt in sehr guten Verhältnissen. „Wohnt hier der Herr Johann ...?" „Ja," war die Antwort. „Nun, dann bin ich recht. Betrachten Sie mich einmal, Herr Johann, vielleicht erkennen Sie mich am Aeußeren oder an der Sprache." Johann that es und entdeckte in dem jungen Heinrich alsbald den Sohn seines Bruders Jakob; war er ja diesem wie aus dem Gesichte geschnitten. „Es ist gut, daß Du da bist," brummte der Alte. „Komm, wir trinken erst Eins," und dabei holte er eine Flasche Wein von dem Shelves seiner Großerie. Sie ließen sich's gut schmecken und Heinrich mußte da bleiben. Es ward ihm nun erzählt, wie er, der Oheim, Vieles an liederliche Deutsche verloren (?) habe und nicht mehr so reich sei, wie sonst ꝛc., doch wolle er sich des Heinrich annehmen. Er solle sogleich in die englische Schule geschickt werden, damit er Englisch lerne, dann sein Schmiedehandwerk aufgeben, was ein Deutscher in diesem Klima doch nicht ohne Lebensgefahr treiben könne, sich in seiner Großerie beschäftigen und diese selbst erlernen. Dem Heinrich war das Alles recht, denn er nahm die ganze Geschichte für baare Münze. An Müßiggang war er nicht gewöhnt; hatte er ja, bloß der Beschäftigung wegen, während der Ueberfahrt den Matrosen geholfen! Er wünschte daher schon am nächsten Morgen, daß ihn sein Oheim oder dessen ältester Sohn Karl, in ziemlich gleichem Alter mit Heinrich,

in das Geschäft einweisen möchte. Oheim Johann hielt auch 2 Pferde und da er eben keinen Knecht hatte, so mußte Heinrich einstweilen die Stelle dieses versehen, zumal jener im Bauen begriffen und allerlei Fuhren nöthig waren. Heinrich bekleidete diesen Posten etwa drei Wochen, erhielt auch zuweilen einmal einen Dollar. Von der englischen Abendschule war es still, eben so von dem Erlernen des Großeriegeschäftes. Es blieb also Heinrichen nichts anderes übrig, als entweder fort und fort den Knecht zu machen, oder sich einen Platz in einer Schmiede aufzusuchen. Er that Letzteres, zumal es Winter und die Hitze nicht allzugroß war. Sein Meister war ein Franzose, dessen Frau eine Elsässerin, die doch so viel Deutsch konnte, um zwischen Meister und Gesellen den Dollmetscher zu machen.

Im Ganzen hatte es Heinrich hier gut. Er brachte die Schmiede, besonders den Hufbeschlag in großen Schwung und erhielt außer Kost und Logis monatlich 25 Dollars Lohn. Seine Heftigkeit und der Drang, seinen sogenannten Freunden wohlzuthun, namentlich Sonntags in den Kaffeehäusern, wurden Grund, sich nach mehreren Monaten mit seinem Meister zu überwerfen und diesen Platz zu verlassen. Der Herr Oheim machte ihn wieder zum — Pferdeknecht, weil er eben einen solchen nicht hatte und Heinrich versah diese Stelle wieder etwa 3 Wochen. Er erinnerte nochmals an die englische Abendschule und an die Erlernung des Großeriegeschäftes, zumal der Sommer bereits begonnen hatte und die Cholera schon florirte. Der Oheim blieb sammt seiner holden Ehehälfte taub und Heinrich suchte wieder eine Schmiede auf. Er hatte als geschickter Arbeiter bald einen passenden Platz, aber die Hitze, dabei das bereits ausgebrochene gelbe Fieber nöthigten ihn, nur so viel zu arbeiten, um sich durchzuschlagen. Ein Freund machte den Oheim auf die Lebensgefahr aufmerksam, in der sein Neffe in jetziger Zeit schwebe ꝛc., aber der Alte hatte keine Ohren. Endlich ward auch Heinrich von dem gelben Fieber angepackt. Er ließ sich in das öffentliche Hospital aufnehmen.

Als er hier 24 Stunden gewesen, machte er sich auf und fuhr und ging in seiner Fieberhitze und Angst zu seinem Oheim. Dieser, statt seinen erfahrenen Arzt zu nehmen, läßt einen — jener Humbuger kommen, der die Phantasien Heinrichs für Delirium ausgibt und die Krankheit aus lauter Unkenntniß total falsch behandelt. Dazu bringt der Alte den Heinrich in ein Zimmer ohne die geringste Beaufsichtigung, so daß dieser im Hemde in demselben umherspringt, sich auf der Erde wälzt und nach Belieben im Hemde in den Hof und auf den Abtritt, selbst Nachts, rennt. Man machte den Geizhals aufmerksam, daß ja der junge, kräftige Mann so zu Grunde gehen müsse, aber er antwortete: „Ich habe mit mir und meiner Familie Arbeit genug und kann mich nicht um andere Leute bekümmern. Ein Aufseher kostet Geld und ich habe kein Zeit ꝛc.“ Nach Verlauf von etwa 2 Tagen setzt oder legt er den Heinrich auf seine Dray (diese war ein vierräderiger Rollwagen) und fährt ihn in's Hospital. 6 Stunden nach seiner Ankunft daselbst ist der kräftige Heinrich eine — Leiche. Der Alte hatte in der Geschwindigkeit die Beerdigungskosten, den Sarg ꝛc. gespart, denn die im Hospitale Sterbenden werden auf öffentliche Kosten bestattet.

Von einem Freunde Heinrichs wurden dem Oheim Johann später Vorwürfe gemacht, wie er es verschuldet, daß sein Neffe so jung habe sterben müssen ꝛc. Aber der Gefühllose sagte: „Ich weiß ja nicht einmal, ob es der Sohn meines Bruders in Deutschland ist.“ Der Freund erwiderte: „Das ist denn doch zu arg. Sie hatten ihn bei seiner Ankunft erkannt, bevor er seinen Namen angegeben, und nun sprechen Sie so! Ich sage Ihnen denn: „Es ist der Sohn desselben Jakob, den Sie vor Jahren einluden, Haus und Hof zu verkaufen und zu Ihnen zu gehen. Ihr Bruder wollte nie und hat nach bangem Zagen seinen Sohn Heinrich zu Ihnen geschickt, wie wir schon vor Monaten mit einander besprochen haben, um an diesem eine Probe Ihrer Brüderlichkeit abzulegen. Sie haben Ihr Versprechen wirk-

lich recht brüderlich erfüllt; Ihr Bruder muß Ihnen von Herzen dankbar werden.“ Der Onkel Johann und dessen Sohn Karl legten, nachdem sie erst 8 Tage später auf dringendes Bitten desselben Freundes einen Sklaven in das Hospital geschickt hatten, um zu sehen, was Heinrich mache, dicken schwarzen Flor um ihre Hüte, um sich das Ansehen zu geben, als trauerten sie um den von ihnen so schnöde behandelten verblichenen Neffen. Nicht einmal der so sehnlichst gewünschte Todesschein wurde dem Bruder nach Deutschland geschickt, ja nicht einmal geholt, damit ein Freund Heinrichs ihn mitnähme. Er hätte ja mindestens 3 Dollars gekostet! — Es ließe sich noch manches Andere von dem liebenswürdigen Oheime sagen, doch das Vorstehende mag genügen, um den Leser einen Blick in amerikanische Brüderlichkeit thun zu lassen.

---

### 5. Sklavenversteigerung in den westlichen Staaten Nordamerika's.

So thätig auch der europäische Geist sein mag, um Verkaufen von Menschen von anderer Hautfarbe, als weißer, zu hintertreiben oder gänzlich aufzuheben; so anerkennenswerth und rühmlich auch Reden und Thaten der Engländer und Franzosen in dieser Beziehung sein mögen, dennoch ist der Sklavenverkauf, also der Verkauf von Menschen mit schwärzlicher oder bräunlicher Hautfarbe in vollem Gange *). Wir wollen hier nicht davon reden, daß Spanien nicht frei von diesem unedlen Geschäfte ist, sondern fort und fort Schiffsladungen nach Cuba zu bringen weiß, sondern nur einen Augenblick bei den nordamerikanischen Freistaaten stehen bleiben. Von diesen Staaten, von denen es häufig heißt, daß sie auf hoher, sogar auf der höchsten Stufe politischer Bildung ständen, selbst diese Staaten wissen auf ausgerüsteten Schiffen ganze Schiffsladungen mit Sklaven in ihre Häfen einzubringen, die ihnen viel Geld eintragen,

*) Der Krieg wird diesem Unwesen hoffentlich den Garaus machen.

und für Geld thut der Amerikaner schon viel. Dennoch würde es aber in den s. g. sklavenhaltenden Staaten sicher nach und nach an Sklaven fehlen, wüßte man sich nicht anders zu helfen. Dieses besteht darin, daß man sorgsam für die Fortpflanzung der Sklaven unter sich bemüht ist und Sklaven-Familien, d. i. Sklave und Sklavin mit Kindern sorgsam fördert, freilich, gewöhnlich nur so lange, als sie zeugungsfähig sind. Als Beweis des Gesagten hat man nur nöthig, Vergleiche über die Anzahl von Sklaven von jetzt und etwa vor 25 Jahren in den Sklavenstaaten anzustellen und man wird finden, daß sich die Zahl fast überall um das Doppelte vermehrt hat. Diese Sklaven nun bilden ein Eigenthum ihrer Herren, die das Recht haben, einen, oder einige dieses ihres Eigenthums aus der Hand zu verkaufen oder auch öffentlich versteigern zu lassen und zwar förmlich auf das Meistgebot. Eine solche Versteigerung wird in öffentlichen Blättern angekündigt und findet gewöhnlich in den weiten Räumen eines vielbesuchten Kaffeehauses statt. In diesen ist eine Erhöhung angebracht. An der linken Seite des Saales steht gewöhnlich der Sklaven-Eigenthümer mit seinen Sklaven und Sklavinnen, die er für dieses Mal versteigern lassen will. Er hat sie alle tüchtig herausgeputzt, ihnen gute Kleider angezogen, ihnen die grauen Haare geschwärzt, für falsche Zähne Bedacht genommen, sie überhaupt so jugendlich als möglich zugestutzt und den Namen und das angebliche Alter eines jeden auf einen Zettel geschrieben und mit einer Stecknadel an die Brust gesteckt. Die Käufer finden sich unterdeß ein. Der Ausrufer nimmt seinen Platz auf der Erhöhung und stellt den Sklaven oder die Sklavin, welche eben versteigert werden soll, neben sich. Er rühmt nun die Jugend, die Geschicklichkeit ꝛc. des zu Verkaufenden. Die Käufer betrachten und befühlen ihn, fragen ihn um dieses und das, suchen sein etwaiges Alter zu entziffern, da sie das auf dem Zettel geschriebene bezweifeln, und bieten dann, wie bei uns auf gewöhnliche Sachen geboten wird. Der das höchste Gebot

gethan, dem führt der Ausrufer den Sklaven als Eigenthum zu und wünscht diesem zugleich Glück zu seinem Kaufe. So werden nach und nach alle Sklaven, die eben vorhanden sind, verkauft. Kommt das Gebot nicht so hoch, wie der Eigenthümer wünscht, so versagt er das Zuschlagen und nimmt, bis zu einer etwaigen anderen Versteigerung die Sklaven, seine Waare, zurück, welche zuweilen schon nach 8 oder 14 Tagen statt hat. Sklavinnen, namentlich solche, die guter Hoffnung sind, schlagen zuweilen beschämt die Augen nieder und scheinen zu fühlen, welch' unwürdiges Geschäft man mit ihnen treibt. Vielleicht ist es auch das Gefühl, daß sie nun von dem, den sie für ihren Gatten hielten und von ihren Kindern getrennt werden, denn ein Sklaveneigenthümer achtet nicht auf eheliche oder Familienbande, und verkauft oftmals absichtlich den Sklaven nach Norden und die Sklavin nach Süden. Er hat nur seinen Vortheil im Auge und setzt, da ihn ein Gesetz nicht bindet, alles Andere bei Seite. Uebrigens haben seit der letzten 10 Jahre die Sklaven bedeutend an Werth gewonnen, d. h. sie sind viel theurer, als ehedem, und es werden z. B. zu New-Orleans nicht selten Sklaven bis gegen 2000 und Sklavinnen bis gegen 1500 Dollars versteigt. Die Behandlung ist darum auch da und dort etwas besser. Hoffentlich wird dieser Menschenhandel bald aufhören. Er besteht leider noch. Das Vorstehende mag ein schwaches Bild für den sein, der einer solchen Versteigerung nicht beiwohnen konnte.

---

### 6. Die Maipartie in Amerika.

Es ist so viel die Rede davon, daß durch unsere moderne Schul- und Unterrichtsweise die Jugend vielfach um ihre kostbare und nie wiederkehrende Kindheit gebracht werde, indeß von anderer Seite behauptet wird, unsere Kinder würden durch ihre vielfachen jugendlichen Genüsse in einer Weise herangebildet, welche nur zu bald der Unzufriedenheit Thür und Thor öffne. Es liegt uns hier zu

fern, die Wahrheit oder Unwahrheit dieser beiden Behauptungen näher darzuthun oder auch nur zu beleuchten; jedenfalls ist so viel gewiß, daß es in den meisten Gauen Deutschlands für die eigentliche Schuljugend aus den Kindern des Volkes an belebenden, belehrenden und erhebenden Momenten recht sehr mangelt. Da geht es einen Tag wie den andern, von der Arbeit zur Schule; aus der Schule zur Arbeit, und glücklich die Kinder, denen es neben der Arbeit vergönnt ist, regelmäßig die Schule besuchen und dort sich wenigstens einigermaßen ausbilden, oder besser, den Grund zu einer späteren Ausbildung legen zu können. Die eintretenden Ferien werden von vielen Eltern mit Schmerzen erwartet, um ja die Kinder bei den Arbeiten zu Hause oder auf dem Felde tüchtig mit zu verwenden, und nur zu schnell sind sie den Alten häufig vorüber. Und doch, was könnte, was sollte nicht geschehen, um auf natürliche Weise zum Frohsinn und zur Belehrung der Kinder bereitwillig die Hand zu bieten? Hören wir, was der sonst so praktische Amerikaner in dieser Hinsicht für einer vielleicht nachahmenswerthen Sitte huldigt. Schon im März halten Schüler und Schülerinnen Berathungen wegen der Abhaltung einer sogenannten Maipartie (mayparty). Sie erwählen unter sich einen oder eine, welcher die ersparten Cents einsammelt und über deren Empfang Rechnung führt. Jedes Kind, arm oder wohlhabend, steuert nach Vermögen wöchentlich eine Kleinigkeit bei, und wenn der Mai erscheint, ist gewöhnlich eine erkleckliche Summe zusammengebracht, um sich einen frohen Tag machen zu können. In der Zwischenzeit werden Lieder auf Lieder eingeübt, um an dem Tage der Maipartie wohl ausgerüstet und hinreichend geübt erscheinen zu können. Es wird nun schon vorher eine Maikönigin ausgewählt, zu welchem Amte die gewandteste und beliebteste Schülerin erkoren wird. Auch Scepterträger, Kronenhalter ꝛc. kurz ein ganzer Hofstaat wird auf solche Weise ausgewählt und häufig werden die Gebräuche eingeübt, in

denen Königinnen und Großwürdenträger geübt sein müssen. Es werden dann schon Wochen vorher Blumen zusammengebracht, Kronen und Guirlanden geflochten, wo es nur die freie Zeit irgend gestattet. Unter diesen Vorbereitungen naht denn endlich der Tag, an dem die Maipartie abgehalten werden soll. Dieser Tag ist und muß jedenfalls einer im Monate Mai sein; doch wird da, wo mehrere Schulen sind, Sorge getragen, daß jede Schule auf einen andern Tag des Mai ihre Partie ausführt, da sich die Schüler und Schülerinnen auf gegenseitiges Einladen besuchen. An dem Festtage selbst wird, wenn es irgend angeht, eine Art Thron im Freien aufgebaut, die Königin mit den Würdeträgern und dem Gefolge, hier das Volk bedeutend, gehen in feierlichem Zuge unter Absingung passender Lieder zu demselben hin, um der Königin ihre Huldigungen darzubringen, wohingegen diese verspricht, das Volk milde, weise und gerecht regieren zu wollen. Hersagen von Gedichten, Absingen von Liedern folgt nun und im feierlichen Zuge geht es zurück in das Schullokal, oder, findet die Feier an einem andern Orte statt, in einen Saal. Die Eltern und Geschwister, Freunde und Bekannte nehmen an dem Ganzen Theil. Im Saale angekommen, wird nun Obst, Confekt, Nüsse 2c. vertheilt, Kuchen gegessen und Limonade getrunken. Gewöhnlich findet sich auch die bestellte Musik ein und aus der Harmoniemusik wird nach und nach Tanzmusik, an der sich bald Jung und Alt betheiligt. Zur Abwechslung kommen auch Pfänder- und sonstige Spiele an die Reihe, und gewöhnlich erst nach Mitternacht verlassen die Alten die Stätte der Maipartie, indeß die jüngeren Kinder beim Einbruche der Nacht sich nach Hause begeben. Monate lang vorher und Monate lang nachher wird von der Maipartie gesprochen. Sie ist ein über die ganzen Freistaaten verbreitetes Kinder- oder Schulfest. Sollten nicht bei uns auch, für unsere Verhältnisse passende Maifeste mit der Jugend veranstaltet werden können? Ein Spaziergang in Gottes freie Natur, in

einen Wald, in ein benachbartes Dorf ꝛc. würde wenig Kosten verursachen und eine bleibende Erinnerung für die Kinder sein. Es gibt ja hier und da Kirsch- und Rosenfeste und Kirchweihen, warum nicht etwas mehr Allgemeines, etwa eine Maipartie für die Schulkinder des Volks? —

## 7. Ein Tag auf einem Auswanderungs-Schiffe.

Die Nacht war endlich vorüber. Im fernen Osten tauchte majestätisch die Sonne aus dem blau-grünlichen Ocean auf. Der Horizont zeigte sich zuerst wie in einem Feuermeere. Nach und nach vergoldete er sich und die etwas mehr geblaßten Strahlen der Besiegerin der Nacht beleuchteten die unermeßliche Spiegelfläche des gewaltigen Weltmeeres in bezaubernder Weise. Auf einem im Verhältnisse zu der Größe der See winzigen Fahrzeuge, kaum einem Pünktchen auf solcher Fläche vergleichbar, wenngleich im Hafen außergewöhnlich groß sich ausnehmend, waren mehrere Hundert Europamüder sichtlich erfreut ob des sich wieder verjüngenden Tages. Hatte doch die sonst unwirthliche Nacht sie wieder um eine bedeutende Strecke zu dem lang ersehnten Ziele bei günstigen Winden vorangebracht und konnten die Menschen die dumpfen, engen, ungesunden und unfreundlichen Lagerstätten doch endlich wieder verlassen, um auf dem Verdecke, wenngleich in sehr beschränktem Raume, die labende Seeluft, die des Morgens so erquickend für Geist und Körper ist, einzuathmen! — Lange konnte dieses indeß nicht geschehen, da der Magen, der Tags vorher auf halbe Kost hatte gesetzt werden müssen (was sich gar häufig wiederholt), gebieterisch seine Rechte geltend machte, wofern er seiner Herrschaft über die Glieder des Leibes nicht hätte entsagen wollen. Man rüstete sich also, um für dieses nothwendigste wenngleich ungestüm fordernde Glied, möglichst befriedigende Nahrungsmittel zuzubereiten. Indeß auch das war so leicht nicht, da der Magen von mehreren Hunderten in ähnlicher Weise

pochte und der Platz zum Kochen, weder so geräumig, noch so zweckmäßig war, um in möglichster Schnelle so Vieler Bedürfnisse zu befriedigen. Nach mancher unsanften Berührung, nach manchem Rippenstoße hatte indeß die Mehrzahl ihr Mahl bereitet und schickte sich, obgleich durch das Geschäft des Kochens geschwärzt an Gesicht und Händen (von den Kleidern gar nicht zu reden), an, dasselbe einzunehmen. Unterdeß war die Sonne höher am Horizonte hinaufgerückt und weniger schräg fielen ihre brennenden Strahlen auf die schiffliche Menge, so daß Jeder, so gut er es vermochte, sich ein Plätzchen suchte, um sich vor der gewaltigen Hitze möglichst zu schützen, was aber vielen nicht gelang, die darum genöthigt waren, im Schweiße ihres Angesichtes ihr dürftig hergestelltes Mahl zu sich zu nehmen. Das Bekannte: „Nach dem Essen sollst Du stehen oder tausend Schritte gehen," konnte nur auf das Stehen angewendet werden, da es am Raume, um gehen zu können, gänzlich gebrach. So lungerte der Eine hier, der Andere da, und über die Schiffsbrüstung hinaus sahen die Meisten in der grünlichen Fluth den Fischen zu, welche sich bis an die Oberfläche des Wassers begaben und im lustigen Taumeln und Purzeln die Menge unterhielten. Kommen aber diese großen Fische des atlantischen Meeres der Oberfläche nahe und geben sie ihre Freude durch ihr muthwilliges Treiben kund, so kann mit ziemlicher Sicherheit auf ein nahe bevorstehendes Unwetter, auf einen Sturm, gerechnet werden. Nur zu bald brach denn dieser auch los. Von drei verschiedenen Seiten sah man Gewölk am Horizonte sich bilden und immer drückender, immer unleidlicher wurden die Strahlen der Sonne, immer schwüler der Luftkreis. Nach und nach hingen an drei Seiten dicke, schwarze Wolken. Sie wurden durch sich erhebenden Wind in Bewegung gesetzt, der sie in kurzer Zeit unter gewaltigem Heulen und Toben zu einer solch großen Wolke vereinte, welche den Horizont, so weit er sichtbar war, bedeckte. Aus dem Tage ward förmlich Nacht, die nur durch das Zucken

unzähliger Blitzstrahle erhellt wurde. Fürchterlich dröhnte dazwischen der Donner; schaurig tönten die Rufe und Klänge der ununterbrochen angestrengten Schiffsmannschaft. Zu Wolken thürmten sich die Wellen, denn unterwühlt war der Meeresgrund; Wogen trieben auf Wogen und das Schiff schaukelte einem Wahnsinnigen gleich, auf der furchtbar gährenden Wassermasse. Aengstlich lugten Jung und Alt, mit Schaudern das Zerschellen oder den Untergang des Schiffes befürchtend. Gläubige Gemüther wendeten in dieser Noth ihre Gebete zu Gott, indeß ungläubige durch Fluchen und Lästern Kraft zu erheucheln sich bemühten. Ein eintretender heftiger Regen erleichterte endlich die gewitterschwangeren Wolken. Durch die fortwährenden Blitze hatten sie ihre elektrische Kraft eingebüßt; mäßiger fiel nach und nach der Regen; der Sturm machte gelinderem Winde Platz und nach wenigen Stunden schon besänftigte sich das Meer. Ehe noch die Nacht einbrach, konnten die Bewohner des Schiffs sich auf dem Verdecke der erquickenden und mehr gereinigten Luft erfreuen. Das Abendmahl wurde noch zubereitet und eingenommen. Nach demselben besprach man die Gefahr, aus der man durch Gottes Hilfe befreit worden war und gruppirte sich, je nachdem der Raum es gestattete. Nach eingetretener Nacht begab man sich wieder in die dumpfen Schlafstätten, um dem vielfach aufgeregten und abgespannten Körper jene Ruhe zu gönnen, durch welche gestärkt er dem neuen Tage neue Kräfte entgegenzubringen befähigt ist.

---

### 8. Das Wogen und Treiben Eines Tages am Missisippi.

---

Da sitze ich nun, weit vom heimathlichen Boden, an den Ufern des fernen Missisippi! wohin es mich oftmals gezogen und wieder nicht gezogen hat, und schaue hin nach

dem von mir durch das unermeßliche Meer getrennten Osten, gegen den hin mein Vaterland gelegen ist und in dem die Sonne sich in majestätischer Kraft und Fülle zum Beleben des jungen Tages erhebt. Sehnsucht erfüllt so oft mein Herz, wenn ich der alten Zeit gedenke, gedenke des Vaters, der Mutter, der lieben Geschwister und Freunde, vor Allen des Liebchens: „Als ich noch im Flügelkleide," gedenke des Städtchens, in dem ich so gemüthliche Tage durchlebte und das da gleichsam versteckt liegt im rebenbekränzten Thale. Doch hin ist hin, selbst übergroße Sehnsucht führt mir höchstens nur flüchtige Bilder einer lange hinter mir liegenden Vergangenheit vorüber. Leite sie (die Sehnsucht) darum meine Feder, wenn ich es versuche, das Wogen und Treiben Eines Tages am Mississippi dem Papiere zu übergeben.

Ich lebe eben im Monate Januar, jenem Monate, der wohl zu den erquicklichsten des ganzen Jahres in diesen der Mündung des Mississippi in den Meerbusen von Mexiko gelegenen Gegenden gehört. Es ist 6 Uhr Morgens und die Sonne erleuchtet schon so freundlich die Landschaft, daß Alles auf den Beinen ist und geschäftig seinem Tagewerke nacheilt, jene etwa ausgenommen, welche nächtliche Schwärmerei (hier keine Seltenheit) länger als gewöhnlich im Bette zurückhielt. Zu diesen gehört denn auch ein sehr beträchtlicher Theil der Ladieswelt, die durch die zu große Aufmerksamkeit und Dienstfertigkeit (Galanterie) der Männer wenig an frühes Aufstehen und häusliche Thätigkeit gewöhnt ist. Kaffee nebst Beefsteak habe ich bereits als Frühstück zu mir genommen und lege nun einen Theil meines vorhabenden geschäftlichen Weges zu Fuß zurück. Er führt mich zum Theil an bretternen Häusern vorüber, an die ein niedliches Gärtchen sich anlehnt, in denen die Boten des Frühlings, Veilchen, Narcissen, dem Aufbrechen nahende Rosen, Reseda, Maßliebchen und andere Blüthen, in Fülle prangen, daneben schöne Länder blühender Erbsen, Blumenkohl, der Blüthe nahe

Kartoffeln und sonstige Küchengewächse. Ein stämmiger Baum mit herabhängenden blauen Dolbenblumen fesselt meine Aufmerksamkeit, aber ich kann leider seinen Namen nicht erfahren. Da sehe ich Gärten, in denen noch Orangen an den Bäumen hängen und schon wieder sind neben diesen duftende Blüthen in Menge vorhanden. Der Bananenbaum, die Feigenbäume und tausenderlei Anderes zieht mich an, aber ich vernehme den Mockingbird (Spottdrossel), die sogenannte amerikanische Nachtigall, deren kräftige Töne mein Ohr erfreuen und suche ihn mit meinen Blicken zu erspähen. Leider verderben die in den Sümpfen quakenden Frösche und die auf den Bäumen zirpenden Millionen von Grillen mein Morgenvergnügen. Ich besteige darum den Omnibus, der soeben an mir vorbeirollen will, nachdem ich ihm ein kräftiges Stop (Halt!) zugerufen habe, und fahre rasch an den Ställen vorbei, in denen das verschiedenartige Schlacht- (auch Zug-) Vieh zum Verkaufe aufgestellt ist, froh, so schnell durch diese unerquicklichen Düfte gelangen zu können. Ich nahe hierauf dem Hafen, in dem Tausende von Masten im bunten Gewirre sich durchkreuzen. Welch' ein Leben, welch' ein Treiben! Schiffe werden eingeladen, andere ausgeladen. Die Drays (Karren), geführt von Schwarzen und Weißen, rollen ein- und zweispännig hin und her. Hier liegt ein Schiff mit Europamüden vor Anker, das im Begriffe steht, sich seiner Last zu entladen, dort ein anderes von Havannah (Cuba) kommend, mit Erzeugnissen, wie sie diese fruchtbarste von Westindiens Inseln in Fülle hervorbringt; vor Allem birgt sie eine Unsumme ächter, von den Amerikanern so sehr beliebter und zu sehr hohen Preisen bezahlter Havannah-Cigarren. Das Schiff möchte ausladen, aber es fehlen noch die Zollbeamten und bevor diese ihr Geschäft vollzogen haben, darf das Schiff nicht löschen. Bilden ja die Eingangszölle für außeramerikanische Waaren die Haupteinnahme der nordamerikanischen Freistaaten! Ich sehe noch Schiffe mit englischen, französischen, spanischen, portugiesischen, bremischen,

hamburgiſchen ꝛc. Flaggen, vermiſſe aber wehmüthig die deutſche. Alles auch nur oberflächlich anzuſchauen, währt mir zu lange, denn auch für mich iſt time-money (Zeit iſt Geld), und ich eile darum von hier fort, um meine Geſchäfte abzumachen. Ich will ſchnell an jenem rieſigen Kaffeehauſe vorbei, aber einer meiner ſich ſo nennenden Freunde ſteht bereits an der Thüre und raunt mir zu: Come in, Sir, we drink one! (Komm herbei, wir trinken Eins!) Ich kann nicht anders, ich muß, will ich nicht verletzen, dem Rufe folgen und im Nu ſind ein, zwei, drei, vier Gläſer getrunken, denn der Freund traktirt mich, ich muß ihn traktiren. Ehe ich mich umſehe, ſind ſchon wieder einige Andere zum Trinken mit mir bereit und ich bin froh, daß ich mit dreimaligem Traktiren von 10 Perſonen à 10 Cents = 3 Dollars glücklich durchkomme. Es wird noch eine Havannah-Cigarre à 10 Cents zwiſchen die Zähne geſteckt und fort geht's.

Die Geſchäfte bei dem Großiſten, in deſſen großartigem Waarenlager ſich unter 10 zum Bedienen erforderlichen Perſonen auch nicht eine befindet, welche Franzöſiſch, viel weniger, welche Deutſch ſpricht, die in der Großerie, bei meinem Buchhändler (ein Deutſcher) ꝛc. werden ſchnell abgemacht. Ich gehe weiter. Aber ſiehe! auf dem Wege ſehe ich an jener mir wohlbekannten Straßenecke eine Anzahl Schwarze (Negroes) ſtehen. Ich bin neugierig, was ſie wohl in ihren Körben feil bieten und ſchau' mal! es ſind herrliche Blumenſträuße mit wohlriechenden Veilchen untermiſcht. Ihr köſtlicher Geruch und die Sorgfalt, mit der die Sträuße geordnet und gebunden ſind, lockt mich an und trotz der 75 Cents, welche für einen ſolchen gefordert werden, eigne ich mir einen für 50 Cents als Eigenthum für meine andere Hälfte zu. Stolz wie ein König ob dieſes Geſchenks des Frühlings ſchlendere ich vorwärts, um mich zur Heimkehr anzuſchicken. Ich habe aber weit und mein Magen macht ſeine Rechte geltend; die Sonne drückt außerdem und trotz meines ſehr leichten Sommerrocks und mei-

ner weißen Hosen bin ich vom Schweiße naß. Ich sehe auf meine Uhr, und, potz Welt! der Zeiger ist nahe an 11 Uhr. Ich erinnere mich, in den Zeitungen eine mit vielem Pomp angekündigte Anzeige gelesen zu haben, wo der beste Lunch zu erhalten ist. Ich bin in der Nähe dieses Kaffeehauses. Es ist ein Dime- (10 Cents) Haus. Ich trete ein und eine kräftige Schildkrötensuppe dunstet mir entgegen, dabei sehe ich frische, grüne Erbsen als Gemüse und verschiedene Braten in kolossalen Gestalten. Ich lasse mir's wohlschmecken und nehme ein Glas ausgezeichneten Punsches zu mir, zahle meine 10 schuldigen Cents, plaudere noch über das Neueste in der Geschäfts- und politischen Welt und vor 12 Uhr bin ich schon wieder auf dem Wege zum Depot der Dampfwägen, um mit diesen weiter die Straßen zu durcheilen. An der Ecke werde ich noch durch eine Boxerei zwischen zwei Engländern aufgehalten. Die Kerle schlagen und stoßen so auf einander los, daß beide vom Blute aus dem Halse triefen. Eine Menge Zuschauer ist um sie versammelt, aber nicht Einer unter ihnen wagt es, ein abmahnendes Wort hervorzubringen, weil man fürchtet, beide würden dann gemeinsam ihre blutigen Fäuste gegen einen solchen richten. Da ich diesen Gebrauch aus früherer Erfahrung weiß, so gehe auch ich meines Weges. Ich habe nicht genau auf den Weg Acht gegeben, weil ich an einer andern Ecke noch zwei Irländern zugeschaut, die sich in ihrer Wuth buchstäblich gegenseitig ein Ohr so abgebissen haben, daß die Fetzen herabhängen und frage darum einen Mann, den ich dem Aeußeren nach für einen Deutschen halten muß, nach der N. Straße. Er erwiedert mir: I can not understand you (Ich kann Dich nicht verstehen). Und, indem ich ihn auf Englisch frage, kommt einer meiner Bekannten dazu und fragt: What is the matter (Was gibts)? Unterdeß macht sich der zuerst Angeredete aus dem Staube und Letzterer sagt mir nun: Du hast Dich nicht geirrt. Der Kerl ist allerdings ein Deutscher. Er ist kaum 10 Jahre hier, schämt sich indeß seiner Muttersprache und

will ſich das Anſehen eines native (Eingebornen) geben. Pfui der Schande! ſpricht er weiter, zeigt mich zurecht und ich gehe dem Dampfwagen-Depot zu. Da der Wagen im Begriffe iſt, abzugehen, ſo kümmere ich mich wenig um meine Umgebung und nehme Platz. Aber o Unſtern, ich bin in den für Neger (ſeien ſie Sklaven oder freie) abgeſonderten Waggon gerathen. Man gafft mich an und ich weiß erſt nicht, warum das geſchieht, bis der mir das Ticket abnehmende Kondukteur ſagt: That is the waggon for slaves and nigroes, but not for the white man (dieſer Waggon iſt für Sklaven und Neger, aber nicht für weiße Leute!) Ich muß, wohl oder übel, meinen Platz mit dem in einem andern Waggon vertauſchen und rücke ſomit raſch meinem Stadtviertel zu. Ein Burſche hat ſich mit einem Packe noch naſſer Zeitungen in den Wagen zu ſchaffen gewußt und ſchreit unaufhörlich: Daily news, Picayoune etc. (Namen der Zeitungen) my gentlemen! Ich kaufe auch eine Nummer für 5 Cents, in der ich zuerſt die europäiſchen Neuigkeiten durchmuſtere. Unterdeß bin ich dem meiner Wohnung zunächſtgelegenen Depot nahe. Ich ſteige aus und treffe auf dem Wege einen armen Teufel an. Ich ſpreche zu ihm Engliſch, um nicht wieder fehl zu gehen. Er ſchüttelt den Kopf. Ich fange Franzöſiſch an; er ſchüttelt nochmals. Nun, denke ich, er iſt wohl trotz ſeines ſonderbaren Ausſehens ein Deutſcher! Ich rede alſo Deutſch zu ihm und da ſagt er mir: Yes, Sir, ich bin ein Deutſcher. Er erzählt mir nun viel von ſeinen Schickſalen und verwünſcht die Stunde, in der er — den Gedanken gefaßt habe, hierher zu kommen, da er trotz Geſchick, Luſt und Willen bis jetzt nicht habe Arbeit finden können, um ſich ehrlich durchzuſchlagen. Es ſei ihm freilich ſchon öfter Arbeit angeboten worden, aber aus Mangel an Kenntniß der Sprache habe man ihn abgewieſen. Ich drücke ihm einen halben Dollar in die Hand, gebe ihm noch einige Anweiſung, wie er ſich zum Humbug verſtehen, ſein Yes und No anwenden müſſe, dabei das Wörtchen Sir nicht vergeſſen dürfe

und gehe dann herzlich ermüdet zu den Meinen zurück, bei denen ich nach 3 Uhr wieder eintreffe.

Hier warten Frau und Kinder bereits mit einem nahrhaften Mittagsmahle (3 Uhr ist ja die Zeit for diner), bestehend aus Krebssuppe, Rindfleisch, gerösteten Kartoffeln und einem trefflichen Kalbsnierenstück, zu dem ein wohlschmeckender Salat aus Selleriеblättern trefflich mundet. Ich setze mich zu Tische, aber die Schwüle der Luft hat unser Zimmer bereits mit einer Unsumme von Moskiten gesegnet und den Fächer in der Rechten, die Gabel in der Linken nehme ich mein Mahl, froh, etwas Zeit zu gewinnen, um mit der Rechten mein Fleisch zertheilen zu können. Eine Tasse Kaffee macht den Schluß. Ich lege mich nun, um vor den lästigen Moskiten gesichert zu sein, etwa $^1/_2$ Stunde in mein Bett unter den Moskitobauer, damit meine Glieder etwas ausruhen, stehe dann auf, sehe im Geschäfte nach, was sich da etwa Neues zugetragen hat, und lade gegen 5 Uhr meine Frau zu einem mäßigen Spaziergange am Missisippi ein. Diese ist bald gerüstet, nimmt unsere Kinder an die Hand nnd bald haben wir seine Ufer erreicht. Hier sind wir denn doch endlich von den Moskiten fast ganz erlöst, denn der Zug, den der bedeutende Fluß verursacht, behagt ihnen nicht. Wir haben unsere Freude an dem Leben auf demselben, denn ein kolossales Dampfboot folgt dem andern aufwärts und abwärts. Hier sind Nachen, dort Schooner, dort Flattboote zu sehen, dort Segelboote mit großen und kleinen Segeln. Keinem fehlt das amerikanische Sternenbanner. Die Sonne ist im Untergehen begriffen und feurig malt sich im unermeßlichen Raume der westliche Horizont. Dieser Anblick ist wahrhaft bezaubernd. Die Fernansicht beschränkt sich mehr und mehr und die auflodernden Flammen auf den nicht allzufernen Prärien des jenseitigen Ufers des so sehr breiten Flusses bieten sich nun den Blicken dar.

Unser Weg führt uns an einer solchen Stätte vorbei, wo Flattboote abgebrochen und das Holz derselben zu den

verschiedenen menschlichen Zwecken abgesondert und zubereitet wird. Einige Mädchen und Knaben sind noch beschäftigt, sich hier die Spähne zur morgigen Feuerung zusammen zu lesen, was sie ohne Anstand thun dürfen. Weiter unten am nahen Flusse gewahren wir noch einige Deutsche, welche die Baumstämme, die sie im Missisippi gefischt und dann zersägt und gespalten haben, in eine Art Klafter zum Trocknen und späteren Verkaufe zurecht legen. Grüßend gehen wir an ihnen vorüber, werfen einen sehnsüchtigen Blick nach der dem Westen entgegengesetzten Seite, wo jetzt erst kaum die Stunde der Mittagsmahlzeit vorüber ist und vielleicht Alles vor Kälte starrt; machen noch Vergleiche, wie wenig schön es doch an den Ufern des Missisippi im Vergleiche zu denen des Vaters Rhein ist und gehen halb wehmüthig unserer Behausung zu, wo bereits der unvermeidliche Thee mit einigem Fleische unserer harret. Wir setzen uns noch ein Stündchen unter das Shade (über den Fußweg verlängertes Dach) vor unserm Hause. Ich rauche noch eine Cigarre, schaukle meine kleinste Tochter auf dem Schooße, indeß meine Frau mit den andern Kindern nach deutscher Sitte die Zeit durch weibliche Handarbeiten ausfüllt. Wir ziehen uns endlich zurück und suchen die zur Erquickung dienende Schlafstätte auf. Etwa gegen 11 Uhr erhebt sich der Wind. Er kommt aus Norden und bringt auf die schwülen Tage eine plötzlich sehr überraschende Abkühlung, an Kälte grenzend. Reichte bisher eine leichte Decke auf dem Bette völlig aus, so muß nun rasch zu einer dicken gegriffen werden, denn meine Wohnung ist gleichfalls nur aus Flattbooten zusammengenagelt, obgleich sie sich von Außen ziemlich stattlich ausnimmt und monatlich 45 fl. nach rheinischem Gelde Miethe kostet. Die Wände lassen zu sehr den Wind durchziehen und ich bin nicht im Stande, dieselbe zu erwärmen, obgleich es mir an Kaminen und am Holze nicht gebricht. Es wird also tüchtig unter die Decke gekrochen. Rollen des Donners, dem das Leuchten der Blitze vorangeht, und ein tüchtiger Regen, der auf den

hölzernen Dächern in der Stille der Nacht einen wahren Höllenlärm verursacht, stellen sich ein. Ich freue mich dennoch desselben, denn meine Cisterne, in der ich durch angebrachte Röhren und Rinnen das Regenwasser für meine häuslichen Bedürfnisse auffange, und welches bei Weitem besser ist, als das schmutzige Wasser des Mississippi, war fast leer. Endlich schlafe ich ein und überlasse dem die weitere Sorge für die Meinen und mich, der Aller Sterblichen Schicksale nach weiser Vatergüte lenkt und leitet.

## 9. Der Krieg.

Als vor nun etwa 85 Jahren die Nordamerikanischen Freistaaten sich ihre Unabhängigkeit errungen hatten, ging ihr vorzüglichstes Augenmerk dahin, eine Verfassung zu begründen, durch welche nicht allein die Freiheit und Unabhängigkeit jedes einzelnen Bürgers vollständig gesichert, sondern durch welche es auch möglich werden sollte, die Bewohner anderer Staaten und Länder zu veranlassen, hier ihre Wohnsitze aufzuschlagen. Die Freiheit der Niederlassung und der Gewerbe waren für viele das Lockende, so daß innerhalb der 85 Jahre, seit welcher die Vereinigten Staaten bestehen, die Zahl der Einwohner sich von etwa 4 Millionen auf die von fast 28 Millionen vermehrt haben. Nirgends in der Welt hatte der arbeitsame und kräftige Mensch bessere Aussicht, sich in kurzer Zeit Vermögen zu erwerben; aber auch nur dieses. Kunst und Wissenschaft, ein höherer, durch feine Bildung gewürzter Verkehr, mit einem Worte, ein edlerer Lebensgenuß sind hier sehr schwer, wohl nie zu erreichen. Aber eben dadurch, daß viele Einwanderer zu Vermögen und Ansehen gelangten, ward die Eifersüchtelei der sogenannten Natives, welche sich bis auf den heutigen Tag für die Bevorzugten halten, rege. Sie verbanden sich und suchten es dahin zu bringen, daß der Eingewanderte das Recht der freien Niederlassung und der Freiheit der Gewerbe nicht mehr behalte. Dazu gesellte sich das Streben, einen Präsidenten, der diese Ansicht ver-

treten sollte, durchzubringen. Auch eine andere Art von Eifersüchtelei, die schon jahrelang gewährt, war diese. In den meisten der nördlichen Staaten war es die freie Arbeit, durch welche sich diese emporschwangen; in den südlichen die unfreie, d. i. die Arbeit durch Sklaven. Der Norden verzehnfachte die Zahl seiner freien Arbeiter, indeß der Süden die Zahl seiner Bewohner wegen der unfreien Arbeit nur verfünffachen konnte. Diese Eifersüchtelei nun barg vielfachen Zündstoff und es bedurfte nur eines leisen Anstoßes, um das Feuer des Bruderkrieges sich entzünden zu sehen. Dazu gesellt sich noch, daß dem Yankee des Nordens in allen Beziehungen des Lebens durch den freien Arbeiter Schranken gezogen werden, welche im Süden nicht aufkommen können, weil dort der größere Theil der Arbeit von Sklaven vollzogen wird, welche blind gehorchen müssen und sich am Stimmkasten nicht sehen lassen dürfen, da nur der Weiße für jenen die Stimmen abgeben darf, die aber nur für den Weißen zählen. Als nun bei der letzten Präsidentenwahl die sogenannten Republikaner ihren Candidaten gegen die Demokraten und Natives durchsetzten, so lag der Ausbruch des Krieges sehr nahe. Die nächste Folge dieser verschiedenen Gährungen, welche vorstehend kurz angedeutet sind, war, daß sich folgende Staaten vom Norden förmlich lossagten: Süd-Carolina (10. December 60), Mississippi (8. Jan. 61), Florida (10. Jan. 61), Alabama (11. Jan. 61), Georgia (19. Jan. 61), Louisianna (26. Jan. 61), Texas (1. Febr. 61), Virginien (2. April 61), mit Ausnahme von West-Virginien, Arkansas (6. Mai 61), Nord-Carolina (20. Mai 61) und Tennessee (8. Juni 61). Sie wollten unter eigenem Präsidenten eine eigene Conföderation bilden. Im Norden war man über diesen Abfall verschiedener Ansicht. Ein Theil war geneigt, die erwähnten Staaten unter Umständen ausscheiden zu lassen; ein anderer wollte den Süden nicht freilassen, vielmehr ihn durch den äußersten Kampf bei der Union erhalten wissen; ein dritter wünschte heimlich dem Süden den Sieg und eine Unterjochung des

Nordens durch den Süden. Als darum am 12. April 1861 die Südländer den Kampf begannen, indem sie das den Hafen von Charleston in Süd-Carolina beherrschende, von Verein. Staaten-Truppen besetzte Fort Sumpter beschossen und einnahmen, stutzte man nach den verschiedenen Standpunkten, die vorhin angegeben, im Norden. Dieser war darum gezwungen, zum Schwerte zu greifen. Präsident Lincoln glaubte mit 75,000 Mann Freiwilliger, am 15. April 1861 zusammengerufen, den Süden zu unterwerfen. Er irrte sich, denn nur einige Vortheile wurden 1861 in Missouri gemacht. Die Südländer gewannen in Virginien am 21. Juli die Schlacht bei Bull-Run. Weitere Dinge von Bedeutung fielen 1861 nicht mehr vor. Im Frühjahr 1862 errang der Norden einige Vortheile. Die Südländer wurden aus Missouri vertrieben, ein Theil Virginiens, fast ganz Kentucky und Tennessee wurden vom Norden besetzt, die Fort Henri und Donelson wurden erobert, New-Orleans in Louisianna und Norfolk in Virginien genommen. Mac-Clellan's Angriff auf Richmond wurde vom Süden abgeschlagen, die Truppen des Nordens im August (29. u. 30.) von den Ufern des Rapidan bis in die Nähe von Washington zurückgedrängt und erst durch die Schlacht von Antietam am 17. September wurden die Südländer auf das rechte Ufer des Potamac zurückzugehen veranlaßt. Während des Winters 62 und des Frühlings 63 schwankte das Kriegsglück hin und her. Seit dem Anfange des Monats Juli hat indeß der Norden solche Siege errungen, daß nun endlich ein günstiger Ausgang des Krieges für den Norden mit Sicherheit erwartet werden kann. Sind die Städte Charleston und Richmond genommen, ist das Heer unter Lee vernichtet, so muß sich der Süden zum Frieden bequemen und die Bedingungen des Nordens annehmen. Diese werden wohl nicht drückend ausfallen, da Norden wie Süden sich nach Frieden sehnen. Die Macht der Sklavenhalter wird dann auf immer gebrochen und die Sklaverei unhaltbar geworden sein.

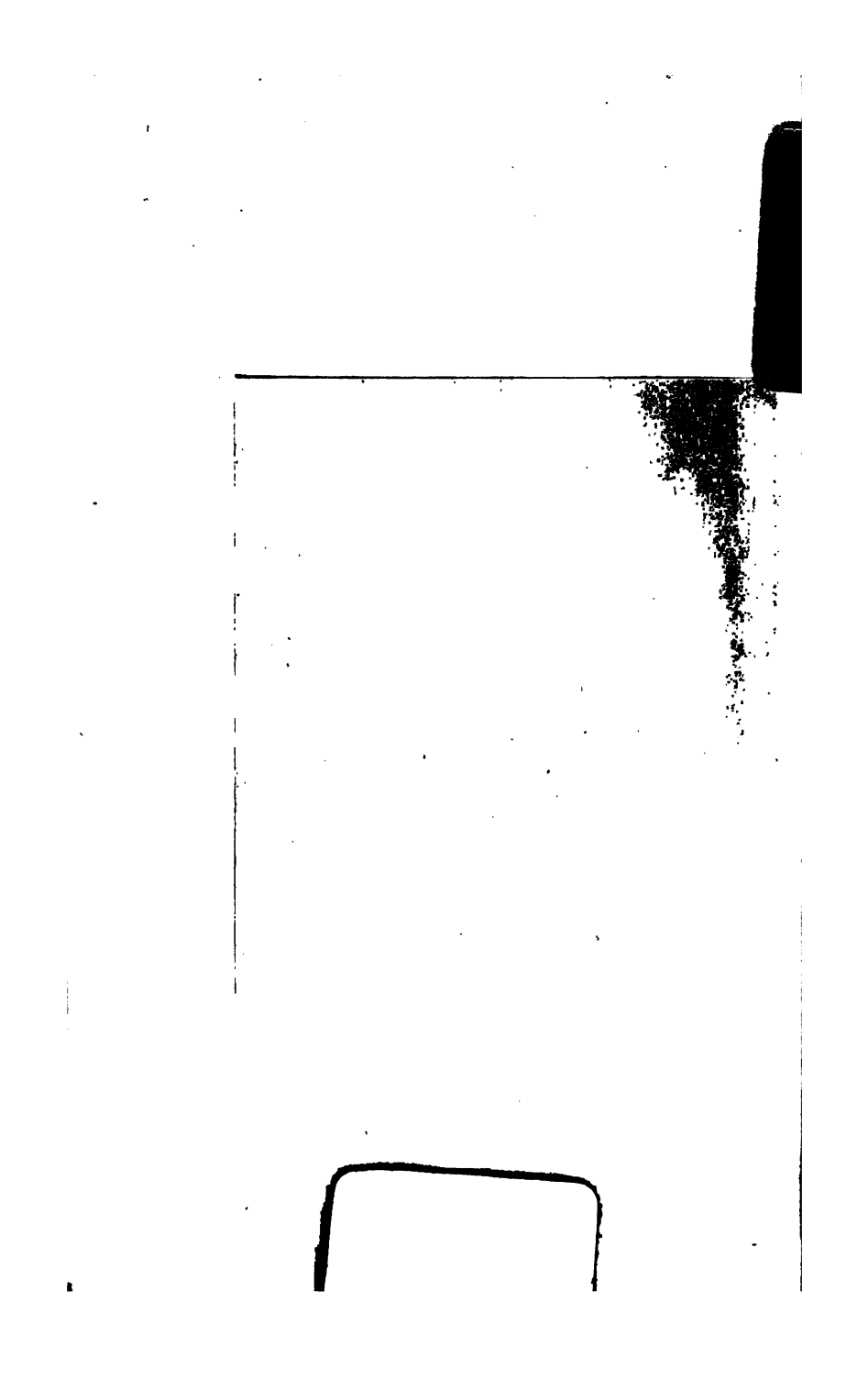
Dieser Bruderkrieg hat Scenen im Gefolge gehabt, wie kaum ein anderer. Er wurde und wird mit einer gegenseitigen Erbitterung geführt, die ihres Gleichen in der Weltgeschichte nicht kennt. In der kurzen Zeit von 1861 bis 1863 standen sich nicht weniger als 3 Millionen Kämpfer gegenüber, von denen bereits die größte Anzahl für immer kampfunfähig geworden ist. An Geld hat derselbe bis jetzt nahe an 5000 Millionen Dollar verschlungen, eine solch, große Summe, daß sie uns in Erstaunen setzen muß. Es bleibt uns kaum begreiflich, wie es möglich war, dieselbe in so kurzer Zeit zu erschwingen, da das europäische Steuerwesen dort nie in Geltung war, nun aber längst hat eingeführt werden müssen. Von den vielen zerstörten Dörfern, Städten, Weilern ꝛc. zu schweigen.

Welches sind denn aber bis jetzt die Erfolge für den Norden? — Außer zahlreichen Küstenplätzen am atlantischen Meere hat der Norden die zweifelhaften Staaten Maryland und Missouri vollständig; die besonders feindlichen Staaten Virginien, Kentucky und Tennessee theilweise; von den durchaus feindlichen Staaten Arkansas, Mississippi und Louisianna sehr ansehnliche Strecken in seine Gewalt gebracht. Es umfassen diese Gebiete viele Tausend deutsche Quadratmeilen, einen Raum, der größer ist, als Deutschland, Frankreich und Italien zusammen.

Um von den Anführern ein Wort zu sagen, so waren nicht tüchtig die Generale Mac-Dowel, Pope, Burnside und Hooker; gut hielten sich Mac-Clellan, Banks u. a. Die Generale Rosenkranz, Grant und Meade auf Seite des Nordens; die Generale Beauregard, Johnston, Stonewall Jackson, Lee, Aschby und Stuart, beide letzte Reiteranführer, auf Seite des Südens werden in der Kriegsgeschichte dauernden Ruhm behaupten. Unsere deutsche Nationalität vermag sich trotz aller Vorzüge noch nicht emporzuschwingen, aus Gründen, die bereits angedeutet sind. So lange man den Deutschen nöthig hat, ist er Bruder, z. B. beim Stimmen ꝛc. Ist die Zeit der Gefahr vorüber, oder hat

der Yankee seinen Zweck erreicht, so erschallt wieder das damned Dutchman und der Ton schlägt wieder in den der Verächtlichkeit über.

War nun selbst während der schönsten Zeit des Friedens gar mancher Europäer zu beklagen, wenn der Drang der Verhältnisse ihn über den Ocean trieb, so ist das jetzt bei weitem schlimmer, denn er findet nun dort das lange nicht mehr, was er früher mit Sicherheit erwarten konnte: Frieden, Ruhe und Freiheit von der Conscription, da nun jeder Bürger oder der sich angemeldet hat, um es zu werden, vom 20. bis 45. Lebensjahre militärpflichtig ist. Auch das öffentliche Leben und die Gewerbe ꝛc. sind eben anders geworden, denn der Kampf und die Erfordernisse desselben bilden den Inhalt, während es früher die Geschäfte des Friedens waren, denen man sich hingab. Dazu drückende Steuern. — Freilich ist das sogen. Heimstättengesetz durchgegangen, d. h. jeder Einwanderer, wenn kann 160 Morgen die Erklärung abgegeben hat, Bürger werden zu wollen, gen Landes gegen die geringe Abgabe von 10 Dollar und einem Kaufpreis von 1 Dollar 25 Cent für den Morgen als Eigenthum erhalten, falls er ein Haus darauf baut und das Land theilweise anbaut; allein dieses Land befindet sich im fernen Westen, die Reisekosten sind hoch und das Leben eines solchen Ansiedlers ist sehr hart. Unmöglich kann ein denkender Mensch sich dazu verstehen, hier eine Heimath zu gründen, das alte Vaterland müßte ihn sonst mit Gewalt von sich stoßen.

Ob sich nun, wenn der Krieg, was alle Menschenfreunde hoffen, bald beendigt werden sollte, die Verhältnisse so gestalten, daß den Leuten zum Auswandern zu rathen wäre, bleibt sehr zweifelhaft, zumal, besonders in Deutschland selbst der geringste Taglöhner jetzt bei weitem mehr verdienen kann und verdient, als ehedem und in Ruhe und Sicherheit mit den Seinen leben kann.

KARLSRUHE